Der

Herzog von Ripperda.

Ein Roman

von

Miss Jane Porter,

Verfasserin von „Thaddäus von Warschau," „Die schottischen Häuptlinge" ꝛc.

Nach der dritten englischen Auflage

in's Deutsche übersetzt

von

A. Kretzschmar.

Vierter Band.

Wurzen,

Verlags-Comptoir.

1856.

Der Herzog von Ripperda.

Vierter Band.

Erstes Kapitel.

Bei Hofe.

Die zwei nächstfolgenden Tage vergingen mit offiziellen Arrangements in Bezug auf die Ausführung gewisser Artikel des Tractats, an deren Vollziehung den spanischen Souverainen viel gelegen war. Ripperda verbrachte die Abende bei den österreichischen Ministern und Louis im Hause der Gräfin von Wardein.

Am Morgen des dritten Tages jedoch, als er in seiner amtlichen Eigenschaft Notizen über einige Präliminarien niederschrieb, welche der Kaiser vor der wirklichen Verlobung seiner Tochter mit dem Prinzen von Spanien geordnet wissen wollte, stand die Kaiserin, welche dieser in dem Privatkabinet des Kaisers stattfindenden Discussion beiwohnte, während Louis

schrieb, dicht neben ihm, und als er mit seinen Notizen fertig war, sagte sie leise:

„Meine Tochter ist jetzt wieder hinreichend wohl, um in Gesellschaften gehen zu können, und Sie werden heute Abend sie und die Gräfin Altheim in meinen Gemächern sehen. Sie müssen mit Maria Theresia sprechen, denn es liegt uns daran, daß Sie ihr von Ihrem Prinzen eine eben so günstige Meinung beibringen, wie Sie der Erzieherin meiner Tochter von sich selbst beizubringen verstanden haben."

Elisabeth wendete sich ab und Louis sah weder das vor ihm liegende Papier noch daß die hohen Personen das Zimmer verließen. Er ging gleichsam unter in dem Tumult seiner Gedanken, bis sein Vater ihn am Arme berührte und ihm sagte, daß die Berathung aufgehoben sei.

Als Ripperda die Einladung zur Soirée für sich sowohl als für seinen Sohn erhielt, bat er um Erlaubniß, den Grafen Patinos mitbringen zu dürfen, weil König Philipp sich freuen würde, die Aufmerksamkeit des Kaisers sich auf die jungen Granden des Gefolges erstrecken zu sehen.

„Aber daß nur auf alle Fälle Montemar nicht weg bleibt," entgegnete die Kaiserin; „diesen betrachte ich als meinen eigenen Zögling. Mit den Uebrigen thun Sie was Sie Lust haben, Herzog, denn Sie

wissen, daß es mir Vergnügen macht, Ihr Interesse zu fördern.“

Ripperda kannte alle Zugänge zu dem edeln Herzen Elisabeths und gab eine Antwort, welche ihr schönes Antlitz von einem huldreichen Lächeln erglänzen ließ.

Louis wandelte von dem Augenblicke an, wo ihm gesagt ward, daß er Ottelinen treffen würde, bis zu der Stunde, wo es Zeit ward, sich nach dem Palaste zu verfügen, wie ein Träumender umher. Der Saal war voll, obschon nicht überfüllt. Obschon Louis der Kaiserin seine Huldigung dargebracht, lenkte er, ihrer Weisung zufolge, seine Schritte dennoch nach der Richtung, von welcher her er wohlbekannte Harfenklänge vernahm.

Der Gegenstand, den er erwartete, begegnete seinen Augen. Die musikalischen Instrumente befanden sich in einem durch eine geöffnete Bogenthür mit dem Saale in Verbindung stehenden Zimmer. Otteline stand hier, nachdem sie so eben von der Harfe aufgestanden, und horchte auf Etwas, was ihr von der Erzherzogin, ihrer Zöglingin, die am Klavier saß, mitgetheilt ward.

Die schüchterne Braut trug das Portrait ihres künftigen Gemahls, des Prinzen Carlos, an ihrem Halse und schickte sich, wie es schien, an, dem Kaiser,

ihrem Vater, der nicht weit davon stand, Etwas vorzusingen.

Lieblich war sie, in dem ersten Morgen ihrer Jugend. Ihre sanften blauen Augen ruheten mit seraphischem Ausdrucke auf den Zügen ihrer schönen Erzieherin, und dennoch konnte der Blick des Beschauers nicht auf der blühenden Jungfrau haften bleiben. Ihre schöne Erzieherin schien geradezu ein Wesen höherer Gattung zu sein. Sie stand über sie gelehnt, wie ein Engel des Himmels, welcher den schönen, aber irdischen Gegenstand seines Schutzes umschwebt.

Louis war es, als ob ein Nebel seine Erinnerung umschleierte. Jene von ihr gesprochenen Worte, von welchen er geglaubt, sie müßten mit Flammenzügen seinem Herzen eingegraben bleiben, verschwanden mit einem Male, und sein Herz drängte ihn ungestüm, sich zu den Füßen der Anbetungswürdigen zu werfen und in dem entzückenden Augenblicke des Schwures ewiger Liebe die ganze Welt und sich selbst zu vergessen.

Wenn aber wirklich himmlische Geister den Pfad Derer umschweben, welche nach dem Himmel trachten, dann hauchte Louis' Schutzengel in diesem Augenblicke seiner wankenden Seele Standhaftigkeit ein und stärkte sie zur Tugend.

Mit bitterer Verachtung seiner Schwäche wendete er seine Augen hinweg von dem gefährlichen Anblicke und folgte seinem Vater und der Kaiserin, um dem Kaiser seine Ehrfurcht zu bezeigen.

Während der Kaiser mit Ripperda conversirte, redete Elisabeth ihre Favoritin an:

„Otteline," sagte sie lächelnd, „ich hoffe, Sie werden dem Marquis von Montemar nicht weniger freundliche Aufmerksamkeit erweisen, als mit der Sie den Chevalier von Pfaffenberg beehrten."

Die Gräfin blickte erröthend auf und antwortete:

„Der Marquis von Montemar ist von der Achtung, in welcher der Chevalier von Pfaffenberg bei mir stand, viel zu fest überzeugt, als daß er eine Steigerung meiner Achtung gegen ihn unter irgend einem andern Namen verlangen sollte."

Louis verneigte sich schweigend, die Kaiserin aber, welche den Kaiser und Ripperda mit einander in das Nebenzimmer gehen sah, setzte, indem sie sich anschickte, ihnen zu folgen, hinzu:

„Lieber Marquis von Montemar, ich überlasse es Ihnen, der Gräfin ein Duett für meine Tochter auswählen zu helfen."

Diesem Befehle konnte Louis nicht ungehorsam sein, und obschon ein zitterndes Feuer durch alle seine

Adern schoß, so war er doch nichts destoweniger fest entschlossen, in seinem äußeren Benehmen eine Kälte zu zeigen, die er so gern wirklich in seinem Herzen gefühlt hätte. Mit gehorsamer Eile und um sich Etwas zu thun zu machen, begann er in den Musikalien herumzusuchen. Die junge Prinzessin stützte sich auf den Arm der Gräfin und flüsterte naiv:

„Fragen Sie doch einmal den Marquis von Montemar, ob Prinz Carlos diesem häßlichen Bilde wirklich ähnlich sieht."

Otteline flüsterte zurück:

„Ich bin überzeugt, der Marquis von Montemar wird Eurer Hoheit antworten, daß Prinz Carlos sehr schön sei."

Beide Aeußerungen waren nicht so leise gesprochen worden, daß Louis sie nicht vollständig gehört hätte, und die Erzherzogin hielt das mit Juwelen besetzte Portrait empor und fragte in schüchternem Tone:

„Ach bitte, sagen Sie mir, ob er wirklich so garstig aussieht? Ich könnte mich nicht entschließen, meine gute Mama und meine schöne Erzieherin zu verlassen, um stets so einen häßlichen Mann vor Augen zu haben."

Louis sah das Portrait an, welches allerdings das Bildniß eines unschönen, aber dabei sehr ver-

ständigen Gesichts war. Die naiven Augen der Prinzessin hefteten sich ängstlich und fragend auf Louis.

„Ich habe den Prinzen niemals gesehen,“ entgegnete er, „aber Eure Hoheit wird mir verzeihen, wenn ich dieses Portrait durchaus nicht häßlich finde. Es liegt darin der Ausdruck eines edlen Geistes, und ohne einen solchen Ausdruck würde es den schönsten Zügen an der Seele der Schönheit fehlen.“

Maria Theresia sah Louis aufmerksam an. Sie hatte dies noch niemals zuvor gethan, und dann seufzte sie, ihre Augen wieder auf das Bild werfend, tief auf.

„Nun, wollen Sie nicht singen, Hoheit?“ fragte die Gräfin, indem sie ein Duett auf das Notenpult legte.

„Nein,“ entgegnete sie, „ich werde gehen und Mama bitten, daß sie Ihnen erlaube, allein zu singen.“

Indem sie sich hierauf von ihrem Sitze erhob, schlang sie einen Arm um den Hals ihrer Erzieherin und sagte leise:

„O meine glückliche Otteline, der Mann, dem Sie Sich vermählen werden, besitzt nicht blos schöne, sondern auch edle Züge!“

Louis konnte nicht umhin, dies eben so zu hören,

wie er die schnelle Bewegung sah, womit die Gräfin ihre Zöglingin an's Herz drückte, welche wohl merkend, daß Louis ihre Aeußerung gehört haben könne, sich erröthend losriß und davon eilte.

Er war nun allein in dem Musikzimmer mit ihr, deren Gegenwart er mit jedem Nerv fühlte. Die letzten Worte der Prinzessin und die Geberde der Gräfin, worauf ein Seufzer folgte, der ihm bis in das innerste Herz drang, machten ihn für sich selbst zittern. Er wußte nicht, wie er fliehen sollte, und zu bleiben war gefährlich. Schnell die Musikalien wieder zusammenpackend, sagte er mit gezwungenem Lächeln:

„Da die Erzherzogin nicht Lust hat zu singen, so ist meine Pflicht hier beendet."

Und mit einer raschen Verbeugung trat er von dem Instrumente hinweg.

Otteline befand sich jetzt in einem nicht weniger aufgeregten Zustande, als er selbst. Sie las in seinen abgewendeten Blicken und in der Eile, mit der er sie verlassen wollte, daß sie ihn nicht mehr als ihren Geliebten zu betrachten hatte, und ohne die wirkliche Ursache zu ahnen, brachten ihre eigenen ehrgeizigen Absichten sie auf den Gedanken, daß die höheren Aussichten seines Vaters der Anlaß zu diesem veränderten Benehmen seien. Wohl wissend, daß ein

allzustolzes Auftreten sie schon um den Sohn des Marquis von Santa Cruz gebracht, beschloß sie, mit dem Ripperda's ein anderes Verfahren einzuschlagen.

Die Draperie des Thürbogens entzog sie Beide den Blicken der in dem Salon versammelten Gesellschaft, und Otteline murmelte rasch in halbunterdrücktem Tone:

„O Marquis, warum sind Sie jetzt nicht mehr der obscure Chevalier von Pfaffenberg? Dann würden wir uns niemals begegnet sein, oder wir hätten uns nie auf diese Weise trennen müssen."

Ihre Stimme hatte ihn, als er in den Saal hinauseilen wollte, zurückgehalten. Er zögerte, er blieb stehen, aber er sagte Nichts.

Sie hob wieder an.

„Es ist, wie ich schon voraussah. Meine Feinde haben die Oberhand behalten! Ihr Vater macht Einwendungen gegen meine bürgerliche Herkunft, und Sie wenden sich von mir ab, um sich eine vornehmere Braut zu suchen!"

„Nein, Madame," entgegnete Louis, welcher sich jetzt berufen glaubte, das Todesurtheil über seine wieder aufzuleben drohende Leidenschaft auszusprechen; „mein Vater hat hierüber mit mir noch kein Wort geredet. Eben so wenig suche oder wünsche

ich eine andere Braut, denn, Otteline," rief er, indem er ihr einen Blick zuwarf, in welchem sich der ganze Kampf seiner Seele malte, „wo könnte ich eine finden, die so reizend wäre wie Sie — der ich dieses anbetende Herz inniger widmen könnte! Aber Sie selbst haben uns auf immer getrennt!"

Sie ward so bleich wie die Perlen, welche ihre Stirn schmückten.

„Dann sind meine Feinde thätig gewesen!" rief sie. „Wenn man Ihnen vielleicht meinen Namen in Verbindung mit Don Ferdinand d'Osorio auf verläumderische Weise genannt hat, so glauben Sie mir, daß diese Geschichte eben so erlogen ist, als die, mit der die Kurfürstin von Baiern erst kürzlich wieder meinen guten Ruf zu vernichten gedachte. Sie wissen selbst, wie die Sache sich verhielt, und man hat nun ein Mährchen erfunden, um Sie abzuhalten, das zu thun, was allein im Stande ist, meinen guten Namen vor der Welt wieder fleckenrein erscheinen zu lassen."

Die Heftigkeit, mit der sie sprach, und die Nennung von Don Ferdinands Namen in Verbindung mit ihrem eigenen verbreitete ein neues furchtbares Licht über den Argwohn ihres Geliebten. Er besann sich, daß Don Ferdinand Wien verlassen hatte, um, wie sein Vater Mr. Athelstone mitgetheilt, sich

einer schmachvollen Verirrung seiner Leidenschaft zu entreißen, und nun vernahm er zu seinem Entsetzen, daß möglicherweise Otteline der Gegenstand zu dieser Verirrung gewesen war! Die Ansprache an seine Ehre, mit der Otteline schloß, überzeugte ihn ebenfalls, daß sie einen ganz besondern Grund haben mußte, ihm Fesseln aufzudrängen, von welchen sie vermuthete, daß er sie zu sprengen wünsche.

„Madame," entgegnete er, „ich habe keine verläumderischen Geschichten über Sie gehört. Bis diesen Augenblick hatte ich keine Ahnung, daß Don Ferdinand d'Osorio Ihnen auch nur bekannt sei. Mein Herz allein ist Ihr Ankläger."

Die erneuete Bewegung, mit der diese letzten Worte gesprochen wurden, und selbst der Inhalt derselben ließ auf den Wangen der Gräfin wieder die Farbe der Hoffnung erglühen. Sie meinte, wenn blos sein Herz ihr Ankläger sei, dann habe sie an demselben zugleich einen Vertheidiger, der für einen so wehrlosen Gegner unwiderstehlich sein werde.

Sie lächelte bezaubernd durch ihre Thränen hindurch, und indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, sagte sie in zärtlichem, vertrauensvollem Tone:

„Und wessen beschuldigt Ihr Herz mich denn?"

Louis sah sie nicht an, aber die Empfindungen, die ihn erschütterten, machten ihn nur um so ent=

schlossener, seinen Vorsatz auszuführen, und er rief:

„Ich liebte Sie — ich war dankbar für die Aufmerksamkeit, mit der Sie mich beehrten, und ich glaube, ich werde die Narbe dieser Liebe mit in mein Grab nehmen. Dennoch aber giebt es für mich eine höhere Macht als die Liebe, und lieber will ich dieses Herz mir aus der Brust reißen und Alles, woran es sich ergötzt, von meinen Augen verbannen lassen, als diesen Genuß durch einen einzigen Flecken meines Gewissens erkaufen. Als ich Sie das letzte Mal bei der Conferenz der Kaiserin sah, erklärten Sie sich für eine entgegengesetzte Meinung und bewiesen dieselbe auch. Sie verletzten die Heiligkeit eines Siegels und vertheidigten diesen Ehrenbruch durch Grundsätze, die ich mir nur schaudernd in's Gedächtniß zurückrufen kann.“

Louis schwieg und bedeckte das bleiche Antlitz mit den Händen.

Die Gräfin ward durch diese unerwartete Enthüllung wie vom Donner gerührt, schöpfte aber aus dem Anblicke der bleichen Bildsäule, welche diese Worte gesprochen, wieder Hoffnung.

„Seine starre Tugend wird sich fügen,“ dachte sie, und indem sie mit dem warmen Drucke der Auf=

regung und des Zweifels seinen Arm umschloß, sagte sie zitternd:

„O, Montemar, ist dies der Lohn meiner Selbstopferung? Was soll ich von dieser strengen Tugend erwarten?“

„Daß ich vielleicht sterbe,“ entgegnete Louis mit gewaltsamer Anstrengung, „aber daß wir uns nie wiedersehen.“

Dies war der Todesstoß für Ottelinens Ehrgeiz, und mit einem Schrei, den sie nicht unterdrücken konnte, taumelte sie und sank zu Boden. Dieser krampfhafte Ruf und das verworrene Geräusch ihres Falles wurden gleichzeitig in dem anstoßenden Saale gehört. Elisabeth, welche am Spieltische saß, stand vom Stuhle auf. Kaiser Karl spielte mit Ripperda, der Gräfin von Wardein und einer andern Dame Quadrille. Alles gerieth in Aufruhr, aber Niemand außer der jungen Erzherzogin wagte der Kaiserin in das Zimmer zu folgen, denn sie hatte Niemanden dazu aufgefordert.

Der Kaiser legte seine Karten nieder und fragte, was passirt sei. Ripperda ahnte nicht, daß sein Sohn hierbei eine Rolle spiele, und indem er mit vollkommener Gleichgültigkeit dem Beispiele des Kaisers folgte, erhob er sich von seinem Stuhle. Die Gräfin Wardein jedoch, welche bemerkt hatte, daß

die Kaiserin Louis bei ihrer Favoritin allein zurückgelassen, antwortete auf die Frage des Kaisers in etwas sarkastischem Tone:

„Wenn Eure Majestät dem Marquis von Montemar die Ehre erzeigen wollen, sich bei ihm zu erkundigen, so kann er vielleicht den gewünschten Aufschluß geben, denn er hat so eben mit der Gräfin von Altheim ein tête à tête in jenem Zimmer gehabt."

Ripperda kannte den Ruf der Favoritin, und indem er sich mit einer Unruhe, die er jedoch durch Nichts verrieth, sich der Neigung seines Sohnes zu ihr entsann, bat er den Kaiser, ihm zu befehlen, daß er der Kaiserin seine Unterstützung leihe.

„Ja wohl," entgegnete der Kaiser, „und nehmen Sie noch mit, wer sonst nützlich sein könnte."

In Folge dieser Worte drängte sich nun Alles in das Zimmer hinein.

Elisabeth hatte Louis neben der besinnungslosen Otteline knieend gefunden. Er war bleich und nicht im Stande zu sprechen. Sie fürchtete, daß er sich bald in demselben Zustande befinden werde, wie die Freundin, welche sie liebevoll emporzurichten bemüht war, und während die junge Erzherzogin sich weinend an ihre anscheinend leblose Erzieherin anklam-

merte, wendete die Kaiserin sich herum, als sie das Geräusch der nahenden Tritte vernahm.

Da der Erste, der sich ihr näherte, Zinzendorf war, so sagte sie in schnellem, aber leisem Tone:

„Entfernen Sie Montemar aus den Augen dieser Leute, Graf.“

Fast ohne Bewußtsein gehorchte Louis dem Impulse von Zinzendorf's Arme und sah sich bald den Blicken der Neugierigen entzogen. Der Kanzler hatte ihn, ohne ein Wort zu sagen, quer durch einen Gang geführt, welcher den Weg aus dem Musikzimmer in die kaiserliche Bibliothek bildete.

Als er seinen wild aufgeregten Begleiter sich auf einen Sitz werfen und sich mit der Faust auf die Stirn schlagen sah, legte der würdige Staatsmann ihm die Hand auf die Schulter und brach das Schweigen.

„Marquis,“ sagte er in freundlichem Tone, „wollen Sie mir offen und frei gestehen, ob Sie die Gräfin von Altheim lieben?“

Der Ton, in welchem er gefragt ward, rief Louis einigermaßen wieder zu sich selbst zurück, und ohne seine Position zu ändern, denn er scheuete sich, die Schwäche zu zeigen, die sich vielleicht in seinen Zügen verrieth, antwortete er:

„Ja, ich liebe sie, mehr als ich möglich geglaubt hätte, nachdem ich die vollständige Ueberzeugung gewonnen, daß sie mich nicht vollkommen glücklich machen kann. O, Graf, Sie waren bei dem Auftritte gegenwärtig, welcher über mein Schicksal entschied. Was sie damals bekannte, überzeugte mich, daß ich und sie niemals mit einander vereint werden dürften, und ich habe so eben gewagt, ihr dies zu sagen. Der Zustand aber, in welchen meine Erklärung sie versetzt hat, raubt mir fast das Leben."

„Tugendhafter junger Mann," rief Zinzendorf, „lassen Sie sich dadurch nur Ihre Grundsätze nicht rauben. Sie sind zu besseren Dingen geschaffen, als der Sklave einer Intriguantin zu sein. Hören Sie, was ich Ihnen sagen will. Da Sie aber des Vertrauens, das ich in Sie setze, würdig sind, und da eine Verletzung desselben mir sofort die Gunst der kaiserlichen Familie entziehen würde, so dürfen Sie Niemandem, auch Ihrem Vater nicht, entdecken, daß Sie die Thatsachen, die ich im Begriff stehe, Ihnen mitzutheilen, von mir erfahren haben. Wenn ich erzählt haben werde, so prüfen Sie die Wahrheit selbst und handeln Sie dem Ergebnisse gemäß. Wissen Sie also, daß das Weib, welches Sie in diese Gemüthsbewegung versetzt hat, nicht werth ist, daß

ein Gemüth wie das Ihre ihr auch nur einen einzigen Gedanken widmet."

Louis stöhnte, und der Graf sprach weiter.

„Könnten Sie durch Schönheit allein zufriedengestellt werden, so gestehe ich zu, daß sie hier in der größten Vollkommenheit anzutreffen ist; dabei aber besitzt sie nicht ein einziges weibliches Gefühl. Nur der Ehrgeiz beherrscht sie, und gleichviel durch welche Mittel, sucht sie sich zu dem Gipfel ihrer Wünsche emporzuschwingen. Kaum sechzehn Jahre alt, vermählte sie sich mit einem Manne, der am kaiserlichen Hofe im schlechtesten Rufe stand, um in die Kreise des hohen Adels zu gelangen. Als Witwe suchte sie mehrere vornehme Ausländer zu bestricken, die jedoch zu vorsichtig waren, um sich in ihren Netzen fangen zu lassen. Endlich aber erweckte sie die Leidenschaften des Sohnes meiner Schwester, Don Ferdinands d'Osorio, und verleitete ihn zu den größten Extravaganzen, während sie egoistischer Weise blos daran dachte, ihren Rang zu sichern. Dies sagte mir sein Vater. Er schlug sich in's Mittel und der junge Mann kam wieder zur Besinnung. Den nächsten Versuch machte sie mit Ihnen, und ich versichere Ihnen feierlich, daß sie vom ersten Augenblicke Ihres Erscheinens in diesem Palaste wußte, daß Sie nicht der Chevalier von Pfaffenberg waren. Obschon

Sie nun allerdings nicht daran zweifeln dürfen, daß sie Ihrer Jugend und frischen Kraft den Vorzug vor dem Alter und der Hinfälligkeit des vernarrten Greises einräumt, dem sie sich zuerst verkaufte, so kenne ich sie doch gut genug, um versichern zu können, daß sie auf die Ueberlegenheit Ihrer geistigen Eigenschaften durchaus keinen Werth legt. Leiten Sie sich nicht etwa dadurch irre, Montemar, daß Sie sie nach Ihren eigenen Gefühlen beurtheilen. Es ist nicht der Verlust Ihrer Liebe, was die Situation herbeiführte, in welcher Sie sie verlassen haben, sondern der Verlust eines vornehmen Gatten — der Verlust eines Mannes, der sie wieder in den Cirkel eingeführt haben würde, welchen ihr Stolz, als sie sich in Gesellschaft ihres ersten Gemahls darin bewegte, beleidigte und dessen Mitglieder sie gleichzeitig fürchten und verachten. Mein lieber Marquis, ich kann Ihnen versichern, daß sie mit Ausnahme der verblendeten Kaiserin in ganz Wien keinen einzigen Freund hat."

„Sie gab mir schon zu verstehen, daß sie Feinde habe," entgegnete Louis, „bei mir aber ist ihr schlimmster Feind sie selbst. Excellenz, ich bin Ihnen dankbar für das, was Sie mir mitgetheilt, und meine Treue soll Sie davon überzeugen. Aber selbst alle diese Beschuldigungen würden das, was mein Herz

zu ihren Gunsten spricht, nicht aufgewogen haben, wenn ich nicht an jenem verhängnißvollen Abende im Boudoir zugegen gewesen wäre."

„Ein Mann von Ihren Grundsätzen," entgegnete Zinzendorf, „muß diesen Abend als einen von der Vorsehung besonders gesendeten betrachten. Wenn es wirkliche Grundsätze sind, so werden Sie dabei beharren, und ich werde Sie frei, geehrt und glücklich sehen. Sind es dagegen, wie dies bei der Jugend häufig der Fall ist, nur flüchtige Ansichten, so werden sie mit den ersten Seufzern der schlauen Verführerin verdunsten, und ich werde ihr bald als Marquise von Montemar meine Glückwünsche abzustatten haben. In diesem Falle will ich Alles vergessen, was ich gesagt habe."

Louis fühlte die Eindringlichkeit und Freundschaft dieser Ermahnung.

„Sie sollen niemals Ursache haben, das edelmüthige Interesse zu vergessen, welches Sie an meinem Wohlergehen genommen. Um —"

Ehe noch Louis ausreden konnte, erschien ein Page an der Thür und meldete, der Kaiser habe die Gesellschaft entlassen und der Herzog von Ripperda erwarte den Marquis in dem Vorzimmer.

Zweites Kapitel.

Das Opernhaus.

Kein Wort ward zwischen Louis und seinem Vater gewechselt, während sie nach Hause fuhren. Graf Patinos saß mit im Wagen und würde ebenfalls stumm gewesen sein, wenn nicht der Herzog mit der Macht, die er gewöhnlich über alle Gemüther besaß, den mürrischen jungen Mann dahin gebracht hätte, daß er sich unumwunden über die Unterhaltung des Abends aussprach.

Als sie ausstiegen, ersuchte Ripperda seinen Sohn, ihm in sein Cabinet zu folgen. Louis fühlte sich innerlich so schwer bedrückt, daß er diesen Befehl als eine Aufforderung begrüßte, sein Herz auszuschütten und den Rath oder vielmehr die Unterstützung bei Ausführung seines Entschlusses zu empfangen,

deren er so sehr bedurfte. Er folgte seinem Vater mit ruhigem Schritt.

Als der Herzog die Thür geschlossen, nahm er neben seinem Sohne Platz.

„Nun,“ sagte er, „ist die Zeit gekommen, wo Du mir das Vertrauen gewähren mußt, das Du mir versprachest. Ich betrachte mich jetzt nicht mehr als den Schiedsrichter Deiner Handlungsweise. Diese Verantwortung überlasse ich Dir selbst. Die umfänglichen Pflichten meiner eigenen Bestimmung sind für mich hinreichend. Deßhalb werde ich wohl Rath ertheilen, aber ich befehle nicht mehr. Du mußt durch Deine eigenen Entschlüsse steigen oder fallen, und wenn ich recht rathe, so stehst Du jetzt im Begriff, einen nicht bedeutungslosen Entschluß zu fassen. Sage mir, was zwischen der Gräfin von Altheim und Dir vorgegangen ist und den außerordentlichen Auftritt dieses Abends veranlaßt hat, so daß die Kaiserin mich beim Scheiden ersuchte, morgen zu ihr zu gehen, um über das Schicksal einer Person zu entscheiden, die ihr so theuer sei wie ihr eigenes Leben? Hast Du der Gräfin Dein Wort gegeben?“

„Das hoffe ich nicht,“ entgegnete Louis.

„Ich verstehe Dich nicht,“ sagte sein Vater. „Durch das, was so eben geschehen, hat sie dem ganzen Hofe gezeigt, was, wie sie die Welt glauben zu

machen wünscht, zwischen Euch vorgegangen ist, und Du wirst einsehen, daß man mit der Günstlingin der Kaiserin Elisabeth nicht blos ein galantes Spiel treiben darf. Welchen Grund hast Du daher, zu hoffen, daß Du nicht unwiderruflich Dein Wort gegeben? Oder kam die warnende Stimme des Sieur Ignatius schon zu spät?"

„Ja, sie kam zu spät," entgegnete Louis, „um mich vor dem Rausche ihrer Schönheit zu retten, und keine Klugheit von meiner Seite konnte die Wirkungen jener unglücklichen Begegnung mit der Churfürstin von Baiern neutralisiren. Und dennoch, in dem wildesten Tumulte meines Herzens rang ich noch mit mir selbst. In dem Augenblicke meiner größten Schwäche jedoch gedachte ich der Ermahnung des Sieur, und wieder zum kindlichen Gehorsam erwacht that ich dem Schwure Einhalt, der schon auf meinen Lippen schwebte. Ich sagte ihr, ich sei nicht mein eigener Herr, und rettete, hoffe ich, auf diese Weise meine Ehre."

Ripperda schüttelte den Kopf.

„Louis," sagte er, „warnte ich Dich nicht vor der Macht der Schönheit?"

„Ja, das thatest Du!" entgegnete Louis heftig, „und von dieser Stunde an schwöre ich, mich nie wieder von ihr gefangen nehmen zu lassen."

Der Herzog, der die wirkliche Ursache dieses Schwures nicht kannte, ward dadurch ein wenig befremdet. Er hatte gemeint, Louis' Verlegenheit habe ihren Grund in dem Bewußtsein, daß er den Geist, wo nicht den Buchstaben der Mahnungen des Sieurs überschritten habe, und Ottelinens Aufregung sei durch die Furcht veranlaßt worden, daß sein Vater die romantische Leidenschaft ihres Geliebten nicht sanctioniren werde. Aus vielen Gründen hegte der Herzog auch durchaus keinen Wunsch, sie zu sanctioniren, und während er bedauerte, daß das Weib schön und die Jugend empfänglich ist, freute er sich, den unerwarteten Ausruf seines Sohnes zu hören.

Er machte indeß noch keine Bemerkung darüber, sondern verlangte eine genaue wörtliche Erzählung alles Dessen, was zwischen Louis und der Gräfin vorgegangen, um die Freiheit oder die Gebundenheit seines Sohnes unparteiisch beurtheilen zu können.

Louis gehorchte freimüthig, bis er zu dem Punkte kam, wo Ottelinens Benehmen als ein directes Bewerben um seine Hand gedeutet werden konnte. Ripperda bemerkte, daß er zögerte.

„Fahre nur fort," sagte er, „ich kann fast errathen, was Dein Ehr- oder vielmehr Dein Zartgefühl Dich zu verschweigen geneigt macht. Sie benutzte Deine Offenherzigkeit, um Dich glauben zu

machen, sie liebe Dich so leidenschaftlich, daß sie nicht die Zeit erwarten könne, wo Du ihr Geheimniß ihr entlocken würdest. Ich kenne die Frauen, Louis. Seit länger als dreißig Jahren bin ich Gegenstand ihrer tausendfach verschiedenen Manövers gewesen, und Du kannst es ein- für allemal als eine untrügliche Regel gelten lassen, daß, wenn ein Weib dem Manne mit der Betheuerung ihrer Liebe vorangeht, ihre Liebe dann weiter Nichts ist als eben eine Betheuerung. Ihre Absichten sind etwas noch Niedrigeres."

Ripperda verfolgte den Gegenstand weiter und Louis sah sich endlich genöthigt, ihm zu bekennen, daß die Gräfin ihm Ursache gegeben, zu glauben, sie liebe ihn innig — zu innig, und dann erzählte er, ohne irgend einen Umstand zu verschweigen, die ganze Sache von dem Beginn ihrer Bekanntschaft an bis zu dem Augenblicke, wo er ihr auf immer ein Ende zu machen wünschte.

„O, mein Vater," rief er, „ich liebe und verachte sie gleichzeitig. Und dennoch als ich neben ihrer besinnungslosen Gestalt stand, die durch die Wunde, welche ich ihr zugefügt, in diesen Zustand versetzt worden, konnte ich nicht umhin, mich zu fragen: Bin ich ein Gott, daß ich menschliche Schwächen

auf so erbarmungslose Weise verdamme und das Herz breche, welches mich liebt?"

Der Herzog schwieg lange, nachdem sein Sohn aufgehört hatte zu sprechen. Dann blickte er auf und sagte:

„Mein Sohn, Du bist der erste Mann Deiner Art, mit welchem ich jemals in Berührung gekommen. Ich sehe, wessen Geistes Du bist, aber damit kommst Du in der Stellung, welche Du bekleidest, eben so wenig fort als in den Zeiten, in welchen wir leben. Die Welt verändert sich fortwährend, und Du mußt mit ihr gehen oder sie verläßt Dich. Ich hätte Dich nicht so lange in Lindisfarne lassen sollen."

Louis schauete seinen Vater fragend an.

„Ich tadle," fuhr der Herzog fort, „Deinen Lehrer nicht, daß er Dich so erzogen, wie er selbst erzogen ward. Aber diese Art und Weise der Erziehung ist veraltet, Louis. Wärest Du zum Leben auf einer einsamen Insel bestimmt gewesen, so hätte allerdings eine solche Erziehung vollkommen ausgereicht; ein Weltbürger aber bedarf anderer Maximen. Die Schuld ist mein, daß ich Dich nicht früher zu mir rief. Du trittst jetzt in die Gesellschaft wie ein Mann ohne Waffen mitten unter seine Feinde, und anstatt irgendwo Schutz zu suchen, giebst Du Dich

durch Thaten ohnmächtiger Feindseligkeit ihren Waffen preis. Du mußt Dich damit begnügen, Deine eigenen Principien zu behaupten, denn die Tugend eines Andern nach Deinem Maßstabe zu recken und zu strecken wirst Du stets unmöglich finden."

Louis sah seinen Vater wieder mit fragendem Blicke an, denn er konnte nicht begreifen, worauf diese Bemerkungen abzielten. Ripperda legte seine Hand auf den Arm seines Sohnes.

„In Allem," sagte er, „was Du mir von der Gräfin von Altheim erzählt hast, hat sie blos gehandelt, wie ein ehrgeiziges Weib handeln würde, und der Ehrgeiz ist bei den Frauen nicht weniger eingewurzelt als bei uns selbst. Deßhalb also verdient sie noch nicht Verachtung. Eben so wenig rechne ich ihr ihre niedrige Herkunft zum Fehler an. Das Blut unserer Familie ist zu edel, als daß es nicht Alles, was mit ihm sich mischt, in gleicher Weise adeln sollte. Dennoch aber wünsche ich unsere Macht in Spanien durch eine Vermählung meines Sohnes mit einer der Töchter des Landes noch mehr zu befestigen. Abgesehen hiervon ist die Gräfin Altheim auch an und für sich gefährlich. Ihr übermüthiger Geist würde Dich mit diesem wie mit jedem andern Hofe, an den Du sie führtest, in Verwickelungen bringen, und man würde geneigt sein, den Mann zu

mißachten, welcher sich durch die Schwäche der Leidenschaft zu einem so allgemein verachteten Bündnisse hätte verleiten lassen.“

Während dieser Unterredung schien die vertrauliche Warnung des Kanzlers wieder in Louis' Ohr zu hallen. Er gedachte der Winke, welche Wharton in derselben Beziehung hatte fallen lassen, und hörte aufmerksam seinem Vater zu, der in wenigen zurückhaltenden Worten sämmtliche hervorragende Lebensereignisse der schönen Favoritin erzählte. Kein Wort befleckte dabei ihre Ehre in Bezug auf Keuschheit, wohl aber vervollständigte jeder Satz das treue Bildniß eines niedriggesinnten, unersättlichen Ehrgeizes. Angewidert durch die Schilderung des Grafen Altheim, dessen Charakter ein so gemeiner gewesen, daß es für eine tugendhafte Frau unmöglich zu sein schien, darein zu willigen, sein Weib zu werden, rief Louis, als der Herzog sich erhob, um sich zu entfernen, hastig aus:

„Ich will sie niemals wiedersehen! Nie will ich wieder einem Weibe mein Vertrauen schenken! Hinfort,“ rief er mit fieberhaftem Lächeln, „will ich keine andere Geliebte haben als den Ruhm, den patriotischen Ruhm meines Vaters. Warum entfernte ich jemals meine Blicke davon?“

„Ein solcher Ruhm leidet stets, wenn das Weib

die Rechte desselben streitig gemacht," entgegnete der Herzog.

Louis küßte seinem Vater die Hand und zog sich in seine eigenen Gemächer zurück, sein Geist war niedergebeugt unter dem Gefühle der Selbstentwürdigung, und indem er sich auf sein Lager warf, verbrachte er die ganze Nacht mit einem peinlichen Rückblicke auf Alles, was er von ihr gesehen und gehört, die vor Kurzem noch der Gegenstand so unbezähmbarer Wünsche war.

„Kalt, berechnend, gewissenlos!" rief er, „und einem solchen Weibe widmete ich die erste Flamme meines Herzens! Ich erleuchtete den heiligen Altar des Herzens für ein Phantom der Finsterniß in der Gestalt eines Engels des Himmels. Elender, der ich bin, daß ich das, was das Edelste in mir war, so entwürdigen konnte! Ich seufzte vor einem Götzenbilde von buntbemaltem Thon, ich verehrte und beweine noch jetzt ein Geschöpf, dessen Seele, wenn ich sie ihres schönen Gewandes entkleidet sehen könnte, mich durch ihr unreines, der Erde zugewendetes Antlitz mit Ekel erfüllen würde!"

Der Morgen fand sein aufgeregtes Gemüth etwas ruhiger. Die Uebermäßigkeit der Leidenschaft war in seiner Brust erloschen, und so wie er den Wunsch aufgab, sie zu besitzen, welche jetzt in seinen

Augen alle Anmuth verloren hatte, befestigte er sich in der Hoffnung, daß die vernichtenden Worte, die er zuletzt gegen sie ausgesprochen, ihren Absichten auf ihn für immer ein Ende machen würden.

Gegen Mittag fanden sich Besucher ein, welche oft die Studien unterbrachen, die seine gewöhnliche Morgenbeschäftigung und allein die unfehlbaren Beschwichtiger seiner Gemüthsunruhe waren. Einige dieser unbewußten Eindringlinge waren junge Oesterreicher, welche kamen, um ihn einzuladen, an Belustigungen des Tages oder des Abends theilzunehmen, und es verging eine Stunde heiter in der lebhaften Unterhaltung der lebensfrohen Jugend.

Einige der Spanier fanden sich ebenfalls ein und verschwanden wieder. Patinos befand sich nicht darunter. Er hatte denen, welche den Wunsch verrathen, Louis' Bekanntschaft zu kultiviren, Vorwürfe gemacht und dies eine feige Unterwerfung unter den Günstling des vorübergehenden Glückes genannt. Sie machten deßhalb blos ihre Verbeugung und nahmen, ohne sich in die Conversation zu mischen, bald wieder Abschied.

Die Oesterreicher dagegen bereiteten Louis viel Zerstreuung und Unterhaltung. Die meisten von ihnen standen im kaiserlichen Kriegsdienste und erzählten viel von dem Feldzuge gegen die Türken,

den die Tapferkeit des Prinzen Eugen eben zum glücklichen Ende gebracht. Andere waren blos lustige junge Lebeleute und noch Andere hatten einen philosophischen Anstrich. Diese Letztern waren übrigens die am wenigsten angenehmen, denn sie vereinigten eine prahlerische Affectation mit systematischer Sittenverderbtheit.

Louis begriff ihren Charakter sehr bald und begegnete ihnen mit unverkennbarer Zurückhaltung. Die jungen Militairs dagegen waren seine entschiedenen Lieblinge; ihr Beruf war der, welchem er selbst so gern gefolgt wäre, und ihre Manieren sagten seinem Geschmacke zu. Es lag etwas Offenes in ihrer Haltung und etwas Freies und Ungezwungenes in der Art und Weise, wie sie ihre Gedanken aussprachen, die, mochten sie nun richtig oder unrichtig sein, keinen Zweck weiter hatten als die Unterhaltung des Augenblicks und in der Regel leicht nach einer oder der anderen Richtung abgelenkt werden konnten.

Während Louis die Schilderung mit anhörte, welche Graf Königseck von den furchtbaren Kämpfen vor Belgrad machte, trat ein Diener von dem Herzoge von Ripperda ein. Er brachte ein Briefchen an den Marquis von Montemar. Mit erbleichender Wange erbrach dieser das Siegel, aber der Inhalt

war ein anderer, als er gedacht. Der Herzog meldete ihm, daß er die Kaiserin noch nicht gesprochen. Sie war mit der Erzherzogin, welche wieder zu kränkeln begonnen, nach Baden gereis't, und die Gräfin von Altheim begleitete sie. Der Kaiser hatte sich mit seinen Ministern auf einige Tage nach Laxenburg zurückgezogen und Ripperda ihn auf seinen Wunsch dahin begleitet.

Louis faltete mit erheiterter Miene das Billet wieder zusammen. Er mußte nun an der Tafel des Gesandten die Honneurs nicht blos den gewöhnlichen Gästen, sondern auch einer Anzahl vornehmer Oesterreicher gegenüber machen, welche Ripperda eingeladen.

Da der Herzog nicht zugegen war, so waren die Spanier bei Tische stolz und zurückhaltend, und sobald als das Dessert aufgetragen ward, erhoben sich Patinos und ein anderer Edelmann, Namens Orendayn, von ihren Sitzen, verneigten sich kalt gegen den jungen Legationssecretair und seine Gäste und verließen das Zimmer, um Gesellschaften aufzusuchen, die mehr nach ihrem Geschmacke waren.

Bis zu der Stunde, wo die Oper anging, verbrachte Louis aber dennoch die Zeit mit den Oesterreichern sehr angenehm, und da der Anführer der Unzufriedenen sich entfernt hatte, so stimmten die

übrigen Spanier bald in den heitern Ton der Gesellschaft ein. Man sprach über allerhand Dinge, über Mode, Krieg und schöne Damen. Das letztere Thema war jedoch für Louis ein für den Augenblick eben nicht angenehmes und er war daher froh, als Königseck erklärte, es sei nun Zeit, nach dem Theater aufzubrechen.

„Meine Tante erwartet uns!“ rief er; „sie wünscht einmal, daß der Cavalier, welcher mit Amalien auf ihrem ersten Balle tanzte, sie auch zum ersten Male in die Oper führe.“

Für Louis war es ebenfalls die erste Oper. In England hatte er niemals eine gesehen und bis jetzt noch keine Gelegenheit gehabt, die in Wien zu sehen. Das Hotel der spanischen Gesandtschaft ließ bald seine eleganten Bewohner ausströmen. Louis und Königseck machten sich bald auf den Weg nach der Wohnung der Gräfin von Wardein. Das Haus war glänzend erleuchtet, obschon kein anderer Besuch erwartet ward, als Montemar und ihr Neffe. Die keiner Verstellung fähige jugendliche Amalie lächelte und erröthete und lächelte wieder, als ihre Mutter, indem sie selbst Königseck die Hand reichte, Louis ersuchte, ihre Tochter unter seinen Schutz zu nehmen.

Er gehorchte und geleitete sie nach dem Wagen, während sie mit der Zungenfertigkeit eines Kindes

plauderte, welches sich freut, sich wie eine erwachsene Person behandelt zu sehen.

Das Opernhaus bot in Folge der außerordentlich dürftigen Beleuchtung einen düstern Anblick dar, bis der Vorhang aufging und nun ein prachtvoller Kronleuchter sichtbar ward, welcher unmittelbar über den Schauspielern hing.

Die Erleuchtung der Bühne machte das Dunkel im Zuschauerraume nur um so auffallender und Louis konnte daher nur wenig von der in den Logen anwesenden Gesellschaft deutlich erkennen, während die Costümes und Decorationen der Oper, so wie der ausgezeichnete Gesang ihn mit Bewunderung erfüllt haben würden, wenn nicht die Art und Weise der Musik ihn an das erste Mal erinnert hätte, wo er dergleichen hörte, als die schöne Italienerin in dem Schlosse seines Onkels sang.

Er entsann sich, was er in jener Nacht empfunden, und gedemüthigt verglich er jene Stunden der Verblendung mit seiner Bewunderung Ottelinens und rief bei sich selbst:

„Welch ein Sklave meines Auges und Ohres bin ich gewesen! Nie werde ich mich wieder an Musik ergötzen und die Schönheit verabscheue ich!“

Da die lächelnde Amalie von der letztern außer Jugend und einer blühenden Gesichtsfarbe nicht viel

besaß, so machten ihm ihre unaufhörlichen Fragen und Bemerkungen über Das, was auf der Bühne vorging, Vergnügen und er ahnte nicht, wie angenehm ihrer Mutter die Aufmerksamkeit war, welche er den Worten der Tochter zu Theil werden ließ.

Apostolo Zeno, der Vater der großen italienischen Oper, war von dem Kaiser nach Wien berufen worden, und um ihn für die Bereitwilligkeit, mit welcher er diesem Rufe gefolgt war, zu belohnen, verlieh ihm Kaiser Karl zwei sehr unähnliche, aber einträgliche Aemter, indem er ihn zum kaiserlichen Historiographen und zum Hofoperndichter ernannte. Der dankbare Italiener widmete sein Genie einzig und allein seinem freigebigen Gönner, und die heutige Vorstellung war die erste einer neuen Composition, deren Text die Geschichte Proserpina's zum Gegenstande hatte. Der letzte Act veranschaulichte das unterirdische Reich der Hölle mit seinem Eingange unter dem Aetna.

Kaum war der Vorhang gefallen, was auf ziemlich eilige Weise geschah, als man auf der Bühne ein seltsames Geräusch vernahm. Bald füllte sich das Theater mit Rauch und man hörte deutlich den Ruf „Feuer!“ Mehrere Personen sprangen aus den Logen auf die Bühne, während der Vorhang von den davor und dahinter Stehenden in Stücke gerissen

ward, und das Schauspiel des Entsetzens, welches sich denen zeigte, die nicht durch die Furcht verhindert wurden, sich überhaupt umzusehen, spottete aller Beschreibung. Man sah das Feuer in mehrern Richtungen hervorbrechen, Männer saßen hoch auf den brennenden Balken und hieben mit Beilen den brennbaren Apparat hinweg. Von allen Seiten spritzte und strömte das Wasser. Das furchtbare Licht, welches die Bühne erhellte, veranschaulichte nur zu täuschend das Innere eines tobenden Vulkans. Flammen züngelten in tausend geöffneten Rachen, leckten an der Decke und drangen in die Logen.

Lautes Kreischen, der Klang von Beilen und Hämmern, das Krachen der zusammenstürzenden Balken erfüllte Alles mit Furcht und Schrecken.

Gleich bei dem ersten Lärm waren die Damen in der Loge von Louis und einigen andern Herren, die sich ihnen im Laufe des Abends angeschlossen, eiligst hinausgeführt worden. Die arme kleine Amalie glaubte sich nicht sobald in Gefahr, als sie sich, der Stimme der Natur folgend, Louis schützendem Arme entriß, sich an die Brust ihrer Mutter warf und ohnmächtig ward.

Die Gräfin bewies mehr Geistesgegenwart und trug, von ihrem Neffen unterstützt, das besinnungslose Mädchen hinaus, während Louis und die an-

dern Herren ihnen durch das Hauptthor Bahn brachen.

Als sie den Eingang eines dunklen, zu einer obern Logenreihe führenden Corridors passirten, hörte er mitten durch den allgemeinen Aufruhr hindurch einen verzweiflungsvollen Nothruf. Er sah, daß seine gegenwärtigen Schützlinge sich in guten Händen befanden und daß er sie, ohne sie zu gefährden, verlassen könne, um diesem Nothrufe zu folgen.

In dem Augenblicke aber, wo er sich herumdrehete, um diesem neuen Impulse zu gehorchen, hörte er ein furchtbares Krachen hinter sich und es folgte ein wüthendes Menschengedränge, welches ihn und seine Begleiter wie eine Fluth auf den freien Platz vor dem Theater hinaustrug.

Nun waren sie gerettet. Was aber geschah mit jener Verzweifelnden, deren Geschrei sein Herz durchbohrt, und die vielleicht unrettbar in den Flammen umkommen mußte? Wenigstens wollte er versuchen, ob ihre Stimme sich noch vernehmen ließe. Indem er sich durch die Menge wieder zurückdrängte, riefen ihm Mehrere laut zu:

„Bleiben Sie! Bleiben Sie! Sie können Niemanden mehr retten — die Decke der Bühne ist eingestürzt und das ganze Theater ist ein Flammenpfuhl!“

Louis jedoch, der die Stimme immer noch zu hören glaubte, drang entschlossen vorwärts und sah sich bald nur noch von Rauch umgeben. Es war Nichts deutlich zu hören als das Toben der Flammen in dem Innern des Gebäudes. Die Hitze war so groß, daß ihm der Schweiß aus allen Poren drang und die Luft um ihn herum ein brennender Dunst war. Er zögerte, ob er weiter gehen sollte, und während seine Lunge zu bersten drohete und der schwarze Rauch dann und wann von gräßlichen Blitzen durchzuckt ward, trat er zurück, als auf einmal das Gekreisch wieder an sein Ohr schlug.

Louis eilte in dieser Richtung weiter einige Stufen eines schmalen Ganges hinauf und beantwortete den Ruf mit lauter Stimme und Hilfe verheißend. An dem äußersten Ende des kurzen Corridors stieß er auf eine verschlossene Thür, auf deren anderer Seite die verzweifelnde Bittende stand und mit wahnsinniger Gewalt daran rüttelte.

„Ich kann nicht öffnen," rief sie zur Antwort auf seine Frage.

„Nun, so treten Sie zurück davon," rief er.

Zugleich hob er seinen Fuß, führte einen kräftigen Stoß damit gegen die Thür, welche sofort aus den Angeln flog, und gleich darauf stürzte sich eine Dame in seine Arme. Eine zweite, welche auf den

Knieen gelegen, raffte sich empor und eilte mit einem lauten Freudenschrei ebenfalls auf ihn zu. Louis drückte seine fast besinnungslose Bürde fest an seine Brust, befahl ihrer Genossin, sich fest an seinen Mantel zu halten, und stürzte sich sofort wieder in den jetzt durch immer näher rückende Flammen gerötheten Rauch. Wenige Augenblicke vergingen und er sah sich auf den Stufen des Porticus. Diese hinab und mit seiner regungslosen Last in die Mitte des freien Platzes eilen, schien das Werk eines Augenblickes zu sein. Jetzt aber droheten ihm Gefahren anderer Art — die von dem brennenden Gebäude herabstürzenden Sparren, das Gedränge des Volkes und der Wagen, und jede Verwirrung, die einen so furchtbaren Auftritt zu begleiten pflegt.

Mit bewegter Stimme frägte die neben ihm hergehende Dame, ob er noch Kraft genug habe, seine besinnungslose Bürde bis auf die entgegengesetzte Seite des Platzes zu tragen. Louis antwortete mit Ja. Sie bat ihn hierauf, immer geradeaus zu gehen nach dem Augustinerkloster, und während er gehorchte, klammerte sie sich fest an seinen Arm.

Als sie die hintere Seite des Klosters erreichten, ließ sie seinen Arm los, zog einen Schlüssel aus dem Busen, öffnete eine kleine niedrige Thür und bat Louis, leise einzutreten.

Als er hinein war, verschloß sie die Thür wieder und ersuchte ihn, ihr schweigend zu folgen. Sie ging schnell einen schmalen gemauerten Gang entlang, der von einigen düster brennenden Laternen undeutlich erleuchtet ward. Am Ende des Ganges öffnete sie ein kleines Gitterthor und trat in einen Garten hinaus, den sie eben so schnell durchschritt, während Louis immer noch folgte und die Dame, die er trug, unter dem Einflusse der frischen Luft wieder aufzuleben schien. Ein hohes finsteres Gebäude erhob sich auf der andern Seite und sein Dach ward von den Flammen erleuchtet, die jetzt thurmhoch von dem brennenden Theater aufstiegen.

An der Seite dieses Gebäudes befand sich eine gewölbte Thür mit einem Kreuze darüber. Die Dame öffnete sie und Louis folgte ihr in eine kleine Kapelle und dann durch mehrere krumme Corridors, bis sie in ein prachtvolles Zimmer gelangte, wo er endlich seine von wiederkehrendem Leben erwärmte Bürde auf ein Sopha niederlegte.

Seine schöne Führerin brachte sofort einige kräftige Essenzen in Anwendung, und es dauerte nicht lange, so schlug die Ohnmächtige wieder die Augen auf. Er bemerkte diese glückliche Veränderung nur an dem Schimmer, welcher auf die Augen fiel, während sie sich langsam öffneten, denn das Zimmer

war sehr groß und ein einziges Wachslicht stand in ziemlicher Entfernung auf einem Tische. Einen Augenblick später sah die Wiedererwachte sich furchtsam im Zimmer um, betrachtete ihre Freundin, dann Louis, und rief hierauf mit einem Freudenschrei:

„Wir sind gerettet! Und durch wen?“

Ihr Kopf sank auf den Arm nieder, den sie erfaßt, und die Gemüthsbewegung machte sich in heißen Thränen Luft. Die Freundin neigte blos den Kopf und flüsterte der Weinenden etwas in's Ohr. Die Dame antwortete: „Nein, nein!“

Dann richtete sie sich ein wenig empor, wendete sich zu Louis und sagte:

„Ich finde keine Worte, meinem Retter zu danken, aber selbst bei diesem düstern Lichte sehe ich, daß ich mein Leben der unerschrockenen Menschenliebe des Marquis von Montemar zu danken habe.“

Die andere Dame gehorchte der Bewegung der Hand ihrer Freundin und setzte das Licht auf ein in der Nähe stehendes Möbel. Nun erst erkannte Louis in der Person, die er aus den Flammen getragen, die Churfürstin von Bayern. Er fühlte zunächst nichts als Freude, daß er weibliche Hülflosigkeit von einem so furchtbaren Tode errettet, und seine Antwort stimmte mit diesem Gefühle überein. Es war nicht die Fürstin, die er vor sich sah, auch nicht die Feindin

seines Vaters, sondern eine noch vor Angst und Entsetzen halbtodte Frau, die zunächst auch Nichts empfand als Dank, daß er sie einem gräßlichen Tode entrissen. Der zerzaus'te, geschwärzte und sogar halb verbrannte Zustand verschiedener Theile aller ihrer Gewänder verrieth, mit wie genauer Mühe der Retter sowohl als die Geretteten der Gefahr entronnen waren.

Die Churfürstin erklärte nun den furchtbaren Zustand von Verzweiflung, in welchem er sie gefunden. Nachdem sie mit ihrer Begleiterin, der Gräfin von Altenstein, durch die Loge nach der Thür des innern Corridors geeilt war, hatte sie, indem sie dieselbe zu öffnen suchte, in der Angst und Verwirrung den Schlüssel in der falschen Richtung gedreht und dadurch das Schloß verdreht, so daß keine ihrer Anstrengungen die Thür zu öffnen vermochte.

Sie hatte nun kein anderes Mittel als nach Hülfe zu rufen, aber ihr Ruf verhallte ungehört. Als das furchtbare Krachen und das laute Geschrei der Menge bei dem Einstürzen des Daches an ihr Ohr schlug, wollte sie zurück in die Loge eilen und über die Brüstung in die Flammen hinabspringen, als ihre Freundin noch zu rechter Zeit sie davon zurückhielt, indem sie sich an ihre Kniee klammerte. Wieder eilte sie nach der Thür, wieder stieß sie ein

durchbohrendes Geschrei aus — „da kamen endlich Sie," fuhr sie fort, „wie ein Engel vom Himmel und retteten uns."

Wie ganz anders erschien die Churfürstin jetzt in Louis' Augen, als was sie bei dem ersten und zweiten Mal, wo er sie gesehen, zu sein geschienen hatte. Im Boudoir der Gräfin von Altheim gehabte sie sich und sprach sie wie die stolze Gebieterin den Dienern gegenüber, die ihr hülfreiche Hand geleistet. Bei dem Feste auf der Donauinsel schauete sie sich mit stolzer Gleichgültigkeit um und machte über Alles, was sie sah, ihre wegwerfenden, spöttischen Bemerkungen. Jetzt dagegen lehnte sie auf dem Sopha und unterhielt sich mit ihrem Retter in dem ungezwungenen Tone einer Person, welche fühlte, daß Gefahr und Verbindlichkeit sie mit einander auf gleiche Stufe gestellt, und ihre schönen schwarzen Augen, die groß und leuchtend waren, wie die der wilden Gazelle, blickten ihn mit beredter Dankbarkeit an. In Allem, was sie sagte, zeigte sich die Stärke ihres Charakters, die Kraft ihres Verstandes und die Energie ihrer Empfindungen. Sie erklärte das Flüstern ihrer vertrauten Begleiterin, als sie auf dem Arme derselben geruht. Sie hatte sie leise von dem Umstande in Kenntniß gesetzt, daß der Marquis von Montemar ihr Retter sei und sie um Erlaubniß

gebeten, ihn ohne weitere Mittheilung entlassen zu dürfen.

„Aber," fuhr die Churfürstin fort, „würde ich dem Manne, der mir das Leben gerettet, nicht mein Alles anvertrauen?"

Hierauf sagte sie, wenn ihre Feinde erführen, daß sie in der Oper gewesen sei, so würden diese ein furchtbares Geschrei darüber erheben und diesen Umstand benutzen, um sie in der Liebe und Achtung des Volkes herabzusetzen. Das Jahr der Trauer um ihren Gemahl war noch nicht zu Ende, und sobald man erfuhr, daß sie vor Ablauf dieser gesetzlich bestehenden Frist an irgend einem öffentlichen Orte gewesen, so konnte sie überzeugt sein, daß das abergläubische Volk von Wien sie, die sich einer so frevelhaften Rücksichtslosigkeit gegen das Andenken des Verstorbenen schuldig gemacht, für eine Verbrecherin erklären würde, welche Excommunication von der Kirche, Verstoßung aus der kaiserlichen Familie und einen Richterspruch verdiene, der sie aller Ansprüche und Rechte ihrer Geburt verlustig erklärte.

„Obschon dies Alles weiter Nichts als Vorurtheil ist," sagte sie, „so ist es doch ein Vorurtheil, welches Nichts mit der Vernunft zu schaffen hat, es ist allen Beweisgründen unzugänglich und man kann den

Folgen desselben nur durch Verheimlichung entgehen.“

Um den Leichtsinn zu entschuldigen, mit dem sie sich wegen eines so geringfügigen Genusses einer so großen Gefahr ausgesetzt, schützte sie ihre leidenschaftliche Liebe zur Musik, die Harmlosigkeit dieses Vergnügens und die Häufigkeit vor, mit der sie sich unentdeckt diesen heimlichen Freuden hingegeben. Von dem Prior der Augustiner, der ein Verwandter der Gräfin von Altenstein war, hatte sie die Erlaubniß erhalten, den Klostergarten, welcher an ihren Palast stieß, zu diesen heimlichen Excursionen zu benutzen, so daß sie fast ungesehen in das Opernhaus gelangte. Niemand begleitete sie auf diesen verstohlenen Gängen als die Gräfin von Altenstein, und als daher die Gefahr hereinbrach, wußte Niemand, daß sie dort war, und es fiel daher auch Niemandem ein, an ihre Sicherheit oder Rettung zu denken.

Louis hörte ihre beredte Entschuldigung einer unter ihren damaligen Verhältnissen so großen Indiscretion und bewunderte ihre Beredsamkeit, aber vermißte darin sofort den Gedanken an die ewig wachende Vorsehung, welche in der anerkannten äußersten Noth den Arm eines Fremdlings zu ihrer Rettung herbeigeführt. Während sie so sprach, bemerkte er zuweilen eine stolze Wildheit in ihrem Benehmen, die ihn

wieder an die Person erinnerte, welche, wie man versicherte, die wiederholten Anschläge auf seines Vaters Leben und sein eigenes sanctionirt hatte. Es dauerte nicht lange, so erhob sie sich mit freundlicher Miene von dem Sopha.

„Kommen Sie mit mir," sagte sie, „und ich will Ihnen den Erben meiner Dankbarkeit zeigen."

Er gehorchte dem Winke ihrer Hand, während sie mit leichtem Schritt vor ihm her in das Nebenzimmer ging. Es war ein Schlafzimmer, und in dem Bett lag ein Knabe in festem Schlafe. Sie näherte sich ihm und winkte Louis, ebenfalls näher zu treten. Sie wendete ihre von Thränen funkelnden Augen von dem Kinde auf ihren Retter, legte die Hand des kleinen Schläfers in die Louis' und drückte sie sanft an einander.

„Dies ist mein Sohn," sagte sie, „und somit vertraue ich ihn der Ehre eines großmüthigen Feindes."

Louis neigte seine Lippen auf die kleine Engelshand, die in der seinen lag, und ging dann, ohne ein Wort zu sprechen, mit der Churfürstin zurück in das Gemach, welches sie verlassen. Sie sagte ihm hierauf, daß, da die Zukunft ihrer Person so wie ihres Sohnes davon abhinge, daß sie sich die Zuneigung des größten Theils der Bürger von Wien bewahrte, ihr Schicksal

jetzt in seine Macht gegeben sei, und sie fragte, was sie von seiner Ehrenhaftigkeit gegen sie oder von seiner Anhänglichkeit an die Kaiserin zu erwarten habe. —

„Mein Schweigen über Alles, was geschehen ist," entgegnete Louis.

„Dann bin ich Ihre Freundin auf immer!" rief die Churfürstin, indem aus ihren Augen ein triumphirendes Feuer strahlte und ihre Lippen durch das Lächeln selbstbewußter Macht getheilt wurden. „Sie und Sie allein sollen mein Vertrauen mit einem Manne theilen, welcher würdig gewesen wäre, der Rathgeber eines Augustus zu sein. Kommen Sie morgen Abend um dieselbe Stunde zu mir und ich will Sie mit dem Stolze aller Männer — dem herrlichen, unerschrockenen Wharton bekannt machen und befreunden."

Louis fuhr zurück. Sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Ich weiß, durch welche Bande Sie an die Kaiserin, meine ehrgeizige, ungerechte Nebenbuhlerin, gefesselt werden! Die Pläne Ihres Vaters und ihre gleisnerische Zunge haben Sie zu gewinnen verstanden. Deßhalb suche ich auch nicht Ihre Dienste als Parteimann, sondern wünsche blos, daß Sie meinem Privatcirkel Ihre Gesellschaft schenken. Sie

sind mein Retter. Ich vergelte Ihnen durch meine Freundschaft, und dieses Gefühl ist das einzige, was ich dagegen verlange."

Sie hatte, während sie dies sprach, ihn bei der Hand ergriffen. Er fühlte, daß in diesem Verlangen keine Täuschung, keine versteckte Absicht lag, und die edle Freimüthigkeit der Sprecherin erinnerte ihn so sehr an den geliebten Freund, dessen Herz sie ihm angeboten, daß er, seiner unwiderstehlichen Bewegung folgend, auf ein Knie niedersank, die Hand, welche er gefaßt hielt, innig, aber ehrfurchtsvoll in die seinen drückte und antwortete:

„Meine Verehrung, hohe Frau, gebührt stets Ihnen. Aber ich bin geboren, um meinem Herzen Widerstand zu leisten, und während ich aus Ehrfurcht gegen Sie ein ewiges Schweigen über das, was vorgefallen ist, bewahren werde, so darf ich doch, wenn ich mir selbst treu bleiben will, mich nie wieder in Ihre beglückende Nähe wagen."

Die Churfürstin ahnte nicht, daß die Aufregung, welche seine Stimme und seinen Blick, während er vor ihr kniete, so rührend machte, durch die Erinnerung an den Freund veranlaßt ward, den er abermals verschwor, indem er ihre Gesellschaft zurückwies. Sie freuete sich über das, was sie als Beweis

der Zuneigung gegen sich und ihre Sache betrachtete, und forderte ihn auf, wenn er sich scheue, seine Besuche öffentlich zu machen, dieselben heimlich stattfinden zu lassen.

In kurzen freimüthigen Worten zeigte er ihr jedoch, wie unmöglich für den Sohn Ripperda's — des bekannten Hauptförderers alles Dessen, was sich auf die pragmatische Sanction bezog — und den verpflichteten Diener der Gesandtschaft es sei, die Gegnerin dieser Politik zu besuchen, sei es nun öffentlich oder heimlich. Geschah es öffentlich, so mußte er für einen solchen scheinbaren Widerspruch des Benehmens einen Grund anführen, und der einzige angemessene Grund konnte nicht angeführt werden, ohne der Churfürstin Schaden zu bereiten. Heimliche Besuche konnten nicht ohne Gefahr der Entdeckung gemacht werden, und erfolgte diese, so war es um seine Ehre geschehen.

„Ich erkenne das Gewicht Ihrer Gründe an," entgegnete sie, „und es thut mir leid, sagen zu müssen, daß sie allerdings unwiderleglich sind. Das Glück kann uns vielleicht doch noch begünstigen. Sie haben mir zwei Mal wichtigen Beistand geleistet. Wenn es ein drittes Mal geschieht," setzte sie lächelnd hinzu, „so nehmen Sie Ihr Schicksal in Acht. Vor der Hand entlasse ich Sie. Schweigen muß unser

beiderseitiges Band sein, bis wir uns am hellen Tage begegnen dürfen."

„Schweigen — unverletzliches Schweigen," entgegnete Louis, indem er ihre Hand an seine Lippen drückte und sich erhob, um sich zu entfernen.

„Gräfin!" rief sie ihrer Schlüsseldame zu, „geben Sie mir einmal dieses Kästchen her."

Die Gräfin von Altenstein gehorchte, die Churfürstin drückte auf eine Feder und der Deckel des Behältnisses sprang auf. Sie nahm ein kleines in einen schlichten Goldrahmen gefaßtes Miniaturportrait von sich selbst heraus.

„Ich hatte die Absicht, die Brust meines besten Rathgebers damit zu schmücken," sagte sie, „aber er wird Nichts dagegen haben, wenn ich es Ihnen gebe. Nehmen Sie es, Montemar. Es wird weder durch ein Wort, noch durch eine That die Achtung verrathen, welche Sie für Marien von Bayern hegen."

„Ich brauche das Abbild nicht, denn das Original ist ohnehin meinem Herzen fest eingeprägt," sagte Louis, indem er das Portrait an seine Brust drückte und dann wieder in das noch geöffnet dastehende Behältniß legte; „ich darf nicht der Besitzer eines so gefährlichen Schatzes sein."

Eine lebhafte Röthe überzog die Wange der

Churfürstin. Sie warf den Kopf empor, schloß den Deckel des Kästchens und sagte:

„Für einen muthigen Mann, Marquis, kann man Sie in allen Dingen wohl nicht halten. Doch es soll geschehen, wie Sie sagen. Leben Sie wohl bis auf günstigere Zeit!“

Louis verneigte sich.

„Die Altenstein,“ fuhr die Churfürstin fort, „wird Sie durch eine geheime Thür hinauslassen und dann — leben Sie wohl!“

Sie reichte ihm wieder die Hand, er drückte sie nochmals an seine Lippen, und während sie sich sofort entfernte, gehorchte er mechanisch der Aufforderung der Gräfin, ihr zu folgen.

Während die treue Schlüsseldame, die allerdings diesen Titel nicht ohne Grund zu führen schien, Louis zu einer kleinen finstern Thür in ein Hintergäßchen hinausließ, bemerkte er drei Männer, die sich näherten. Als sie seiner ansichtig wurden, zogen sie sich in den Schatten zurück, und als er an ihnen vorüberging, fiel der Schein der Laternen, die an diesem Theile des Palastes angebracht waren, auf sein Gesicht. Er selbst bemerkte dies nicht, und ohne weiter an die Lauscher — auf die er in seiner Zerstreuung keinen zweiten Blick geworfen — zu denken, ging er rasch entlang.

Diese Beobachter waren Niemand anders als der Herzog von Wharton und die beiden Spanier Patinos und Orendayn. Sobald als er vorüber war, rief Patinos:

„Ja, ganz gewiß ist dies Montemar."

„Und er kommt verstohlen aus dem Palaste der Churfürstin!" bemerkte Orendayn, „was soll das heißen?"

Wharton ward durch diese Begegnung Louis' an einem so seltsamen Orte nicht weniger überrascht als sein Begleiter, und zwar um so mehr, als er ihn aus der Thür kommen sah, welche bis jetzt seinem eigenen Gebrauche zu Stunden ungewöhnlicher Art gewidmet gewesen. Aber dennoch verrieth er seine Ueberraschung weder durch Blick noch durch Geberde.

„Nein," sagte er in vollkommen gleichgültigem Tone, „es war nicht Montemar, sondern ein gewisser Pfaffenberg, der, wie ich schon gehört habe, mit dem Secretair der spanischen Gesandtschaft viel Aehnlichkeit haben soll."

„Beim Himmel!" sagte der Graf, „in meinem Leben habe ich mich nicht so getäuscht! Ich hätte nach seiner Figur und dem Schnitt seiner Züge darauf schwören wollen, daß es Montemar sei, doch fällt mir eben ein, daß dieser in gestickter Uniform

und Federhut ausging, während dieser Mensch ziemlich schäbig aussah."

„Es ist ein armer Teufel," entgegnete Wharton, „und kann daher auch unmöglich anders aussehen."

Mit diesen Worten gingen sie weiter die Gasse hinab nach dem niederbrennenden Theater. Patinos glaubte wirklich, er habe sich geirrt, und sprach nicht weiter von dem ihm verhaßten Montemar. Orendayn jedoch, nicht weniger rachsüchtig als sein Landsmann, war dabei schlauer, und da ihm Wharton's Art und Weise verdächtig vorkam, während sein eigenes Auge nicht scharf genug war, um ihm Ueberzeugung zu geben, so ging er schweigend weiter und nahm sich vor, fernerweite Beobachtungen anzustellen.

Was den Herzog selbst betraf, so dachte er, obschon er über tausenderlei Dinge sprach, an Nichts als an Louis, bis er von der Churfürstin selbst die Aufklärung seines seltsamen Erscheinens an der geheimen Thür erhalten würde.

Drittes Kapitel.

Die Gesellschaften Wiens.

Der erste Gedanke, welcher Louis den nächsten Tag einfiel, war der Wunsch, sich an dem Thore des sogenannten bayerischen Palastes nach dem Befinden seiner hohen Bewohnerin zu erkundigen. Die freimüthige, warme Dankbarkeit der fürstlichen Witwe hatte seine Gefühle interessirt und schien ihn unwiderstehlich zu ihr hinzuziehen. Wohlthaten und Dankbarkeit sind, wenn sie von edelmüthigen Naturen gegen einander ausgetauscht werden, Fesseln, welche das Paradies mit Blumen überkleidet, ihnen aber auch ewige Dauer giebt. Die Dankbarkeit blickt vertrauend zu ihrem Wohlthäter auf und das Bewußtsein der Gewährung von Schutz füllt wie die göttliche

Quelle alles Wohlwollens das Herz mit zärtlichen Gefühlen für seinen Gegenstand.

Während Louis über alles Dies nachdachte, ließ er die Klugheit seinen Wünschen Schweigen gebieten und stellte es dem Zufalle anheim, ihn von dem Wohl- oder Nichtwohlsein der Personen zu unterrichten, denen er das Leben gerettet. Seine amtliche Pflicht dieses Morgens bestand in dem Empfange einer Deputation von den österreichischen Kaufleuten in Ostende. Er hatte von seinem Vater Befehl empfangen, mit diesen Herren eine Conferenz in Bezug auf das Privilegium zu halten, welches der König von Spanien gebeten worden, ihrem indischen Handel zu gewähren, wodurch aber die Handelsinteressen Großbritanniens und Holland's auf unzweifelhafte Weise beeinträchtigt wurden. Der Kaiser hatte diese Bürgschaft von Spanien verlangt und die Königin befahl mit ihrem gewöhnlichen Ungestüm, sie ohne Rückhalt zu ertheilen.

Ripperda jedoch versah, als er der zeitweiligen Nothwendigkeit nachgab, die Concession mit einer Clausel in Bezug auf die Bestimmungen, gegen welche Kaiser Karl sowohl als die Kaufleute fortwährend Einwendungen erhoben.

Das Ergebniß der fernerweiten Bemühungen des spanischen Gesandten kennen zu lernen, war der

Zweck der gegenwärtigen Deputation. Als Louis mit den Kaufleuten gesprochen hatte, trat ihr Wortführer mit dem jungen Diplomaten in ein Nebenzimmer, um im Namen der Gesellschaft mehrere Handelspapiere zu unterzeichnen, welche Ripperda für diesen Zweck zurückgelassen. Louis und der Sprecher der Kaufleute waren jetzt mit einander allein. Als Letzterer die Papiere unterzeichnet hatte, zog er zwei Etuis von verschiedener Größe aus seiner Tasche. Er öffnete sie und stellte sie auf den Tisch. Sie enthielten ungefaßte Juwelen von einem Werthe, welcher unberechenbar zu sein schien.

„Dies, mein Herr Marquis," sagte er, „sind nur armselige Beweise unserer hohen Achtung und Dankbarkeit gegen den Herzog von Ripperda und seinen Secretair, für Ihre erfolgreichen Bemühungen in dieser schwierigen Angelegenheit. Ich bin von meinen Collegen ermächtigt, zu sagen, daß das größere Etui einen Werth von dreihunderttausend und das kleinere einen Werth von zweihunderttausend Gulden hat. Aber wären es auch Millionen, so würden sie doch nicht ausreichen, um Das zu vergelten, was wir dem Gesandten von Spanien zu verdanken haben. Nach den jetzt getroffenen Bestimmungen soll unser Privilegium alle zehn Jahre erneuert werden und

wir werden dann uns jedes Mal erlauben, ein gleiches Geschenk zu überreichen."

Diese Art von Dankbarkeit hatte der Herzog von Ripperda so wenig vorausgesehen, daß er seinem Sohne keine Instructionen in dieser Beziehung ertheilt hatte. Louis fühlte, daß sein Vater einen solchen Dank weder verlangt habe, noch ihn günstig aufnehmen werde. Er schloß daher die beiden Etuis wieder, gab sie in die Hände des Kaufmanns zurück und sagte:

„Mein Herr, der Gesandte Spaniens und sein Secretair fühlen sich für die Erfüllung ihrer Pflichten gegen ihr Vaterland und gegen die Welt im Allgemeinen durch den Beifall und das Wohlergehen Derer, welchen sie dienen, hinreichend belohnt. Andere Belohnungen dieser Art können sie nicht annehmen, weil sie dieselben weder verstehen noch irgend welchen Werth darauf legen."

Die Würde, mit welcher Louis dies sagte, während er das beabsichtigte Geschenk wieder zurückgab, raubte dem Wortführer der Deputation einen Augenblick lang die Sprache. Bald jedoch ermannte er sich wieder, bot die Etuis zum zweiten Male dar und öffnete den Mund, um die Annahme derselben durch fernerweite Bitten zu unterstützen. Louis streckte

jedoch mit fast strenger Miene zurückweisend den Arm aus und ließ ihn nicht zu Worte kommen.

In diesem Augenblicke trat Orendayn in das Zimmer, um hindurchzugehen. Als er die beiden Herren erblickte, entschuldigte er sich und trat wieder zurück, obschon nicht so schnell, daß sein Auge nicht deutlich die Diamanten erblickt hätte. Louis hob wieder an:

„Mein Herr,“ sagte er, „beleidigen Sie den Sohn des Herzogs von Ripperda nicht dadurch, daß Sie ihm zeigen, wie sehr Sie sich in seinem Vater geirrt. Sollte er oder ich in dieser Angelegenheit noch Einfluß besitzen, wenn das Privilegium eruenert werden muß, so müssen wir vergessen, daß wir diese Juwelen gesehen oder davon gehört haben, ehe wir Ihnen ein neues Privilegium auswirken können. Sie werden mich entschuldigen, mein Herr, wenn ich mich jetzt entferne.“

Mit diesen Worten verneigte er sich und verließ sie. Der Kaufmann nahm bestürzt und verlegen seine Papiere und Juwelen zusammen und schlich sich fast mit der Miene eines Verbrechers aus dem Zimmer.

Zu der Stunde, wo er gewöhnlich auszugehen pflegte, machte sich Louis auf den Weg nach der Wohnung der Gräfin von Wardein, um sich zu

erkundigen, wie sie sich nach dem ausgestandenen Schrecken befände. Während er dahin fuhr, kam er an den Trümmern des Opernhauses vorüber, welches jetzt nur noch eine Masse von dampfenden Steinen und glimmenden Balken war. Er schauderte, als er bedachte, daß ohne seine Geistesgegenwart der liebenswürdige Knabe, den er in den Armen seiner Mutter gesehen, jetzt eine hülflose Waise wäre und die schöne Mutter, die ihm ihren schlafenden Sohn gezeigt, in diesem Augenblicke als verkohlter Leichnam unter diesem rauchenden Trümmerhaufen läge. Daß er zwei Mitmenschen von einem so gräßlichen Tode errettet, erfüllte sein Herz mit erhabener Dankbarkeit gegen Gott, und als er an der Wohnung der Gräfin von Wardein aus dem Wagen stieg, sprach er bei sich selbst ein zweites stummes Dankgebet für die Rettung auch dieser Freundin und ihrer Tochter.

Amalia war unwohl und auf ihrem Zimmer. Ihre Mutter versäumte nicht diese Gelegenheit, Louis von der Ueberzeugung ihrer Tochter in Kenntniß zu setzen, daß sie die Erhaltung ihres Lebens ihm verdanke. Er bekämpfte diese Idee mit Freimuth und Eifer und wies auf den kleinen Antheil hin, den er an den Bemühungen gehabt, welche so Viele mit ihm getheilt. Aber dennoch war er nicht im Stande, jene Ansprüche auf ihre Dankbarkeit, die er nach

ihrer Meinung besaß, mit Erfolg in Abrede zu stellen, und als sie andeutete, daß nur Amalie selbst ihn dafür belohnen könne, so fühlte er sich durch diese schmeichelhafte Parteilichkeit mehr in Verlegenheit versetzt als angenehm berührt.

Die Pläne, welche die Gräfin von Wardein in Bezug auf den in so vielfacher Hinsicht ausgezeichneten Sohn des Herzogs von Ripperda entworfen, bewogen sie, jede mütterliche Kunst aufzubieten, um ihn in ihrer Familie heimisch zu machen; der Strudel von Zerstreuungen aber, in welchen er mit Gewalt hineingezogen ward, machte dies unmöglich. Jedes vornehme Haus in Wien stand ihm offen und in allen fand er je nach dem Charakter der sich darin bewegenden Gesellschaft verschiedene Gattungen von Vergnügen.

Obschon der Rang dieser Cirkel so ziemlich ein und derselbe war, so bildeten sich doch in Folge einer unfreiwilligen Anziehungskraft verschiedene Gesellschaftsgruppen, je nach den verschiedenen Graden der Lebenslust, der geistigen Fähigkeiten oder auch der angeerbten Vorurtheile. In einigen derselben ward er durch ewige steife, ceremoniöse Formalitäten ermüdet, während er dagegen in andern sich durch liebenswürdige Manieren und persönliche Freundlichkeit

angenehm berührt, in noch anderen durch Schwelgerei und Excesse angewidert fühlte.

Der Spieltisch, die überreich besetzte Tafel, das Lächeln der verkäuflichen Schönheit, — Alles fand er an den Orten, an welchen seine neuen Bekannten in einführten. Er dachte: „Wenn die Freuden junger Männer von solchem Stoffe sind, wenn sie ihre besten Stunden den niedrigsten Leidenschaften widmen, dann ist es ein Glück, daß dadurch nicht blos die Zeit, sondern auch die Geisteskraft vergeudet wird; denn wie könnte sonst das Nachdenken den Rückblick ertragen? Es ist ein krankhafter Zustand, in welchem Nichts gesehen, gefühlt oder gehört wird, als durch das Medium eines fortwährenden Fieberwahnsinns. Ich kann mich nicht damit befreunden; ich kann nicht dieses Opfer meines Lebens und meiner Gefühle bringen, selbst nicht, um den Wünschen meines Vaters zu genügen.“

Er sprach sich schriftlich hierüber gegen seinen Vater aus, die Antwort aber, die er erhielt, erlaubte ihm nicht, sich von diesen Dingen zurückzuziehen. Der Herzog schrieb ihm, er müsse die Menschen kennen und mit ihnen umgehen lernen, Beides aber sei nicht möglich, wenn er sie blos so zu sagen in Paradeuniform sähe. Er müsse sie vielmehr im Negligée ihres Geistes kennen lernen, wo die Leidenschaften

das Herz entschleiern. Dann würde es keines Fensters in der Brust bedürfen, um zu sehen, wie ein jeder Mensch angestachelt oder gezügelt werden könne. In Bezug auf Louis' eigene Situation in diesem Schmelztigel des Charakters bemerkte sein Vater, daß er sich dieser Feuerprobe muthig unterwerfen müsse und mit Zuversicht hoffen könne, unversehrt daraus hervorzugehen, da er ja nur Widerwillen gegen Das empfinde, was für Andere Versuchung sei. Verderbliche Sophistik!

„Du besitzest schon hinreichend Genie und Distinction," setzte der Herzog hinzu, „um Eifersucht hervorzurufen. Wenn Du einen Geist besitzest, der über die gewöhnlichen Freuden des Menschen erhaben ist, so laß dies, sage ich nochmals, zur geheimen Befriedigung Deines eigenen Herzens gereichen; es wird Dein Urtheil kühl und Dein Handeln unabhängig erhalten. So lange Du aber mit den Menschen zu handeln hast und sie Deinen Absichten geneigt zu machen wünschest, mußt Du auch ihr Wesen zu theilen scheinen. Laß mich, wenn ich zurückkomme, hören, daß Du überall hingehst, wohin man Dich einladet. Deine Genossen werden viel zu sehr in ihr eigenes Treiben versunken sein, als daß sie darauf achten sollten, ob Du thätigen Antheil nimmst oder bloßer Zuschauer bist."

Louis verglich diese Prinzipien mit dem Grundsatze Wharton's: „Ich mische mich unter die Spreu der Erde, um das darin enthaltene Gold zu gewinnen.“

Die Prinzipien des Herzogs von Ripperda waren im Grunde genommen ganz dieselben; sie waren verführerisch für den abenteuerlustigen Geist der Jugend, und da Louis seine Vorliebe für den Herzog von Wharton durch die Uebereinstimmung seiner Maximen mit denen seines Vaters nur bestärkt fühlte, so beschloß er nur um so bereitwilliger, gegen sein Zartgefühl anzukämpfen und Dinge durchzumachen, die ihm selbst mit verschlossenen Ohren und Augen so zuwider waren. Er gedachte nicht des alten derben, aber dennoch ewig wahren Sprichworts, daß Jeder, der „Pech angreift, sich nothwendig besudelt.“

Während der längeren Abwesenheit des Herzogs von Ripperda sah Louis Alles, was eine üppige Hauptstadt zur Verführung der Jugend und des Reichthums aufzuweisen hat. Es gab ausschweifende Cirkel von einem höheren Grade als die, in welche er anfangs eingeführt worden, und zwar in den Häusern einer Klasse von Edelleuten, die nur dem Vergnügen lebten. Wenn auch das Laster hauptsächlich darin waltete, so war es doch von den Grazien mit Glanz, Milde, Sophistik und Schmeicheleien

angethan, um den Menschen vergessen zu machen, daß er sterblich sei oder im Leben etwas Anderes zu thun habe, als mit den verführerischen Sirenen desselben auf dem silbernen Ocean der Zeit einherzuschwimmen.

Keine Stimme des Kummers war in der Luft dieser Regionen zu hören, kein Seufzer der Sorge hauchte je an ihren blumigen Gestaden, keine Thräne verdüsterte den unveränderten Glanz dieses Himmels. Der Fluch der Menschennatur, welcher sie zum Leiden geboren erklärt, menschliches Unglück, aber auch Sympathie mit dem menschlichen Schmerze — von allem Diesem war hier keine Rede. Die glücklichen Bewohner lebten für sich allein und Alles war Lust und Freude, vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang, vom Mondschein bis zum Morgenstern.

Aber Louis fand darin keine Befriedigung. Die Herzen, welche hier schlugen, waren nur von animalischem Leben beseelt, und dieses hatte für ihn keinen dauernden Reiz. Oft, wenn er durch die wimmelnden Zimmer ging, in welchen sein Geist eine glückliche Einsamkeit empfand, dachte er an die Unterhaltungen in Lindisfarne und er lehnte sich gedankenvoll an die mit Rosen bekränzten Arkaden und dachte über die prophetischen Worte seines frühesten Freundes nach. Alles um ihn her war Freude

und Lust, aber er gedachte der Worte seines Onkels: „Süß ist die Frucht des Unglücks."

Bei vielen dieser Gelegenheiten begegnete Louis dem Herzoge von Wharton. Dieser blieb jedoch niemals länger als einige Minuten, obschon diese kurze Zeit mit einer Schmeichelei begrüßt ward, die wohl einen stolzern Geist hätte zurückhalten können. Er ließ stets Seufzer zurück und Louis theilte das Bedauern, obschon sein Freund immer noch, ohne ihn zu beachten, an ihm vorüberging, ausgenommen zuweilen ein Lächeln aus der Ferne oder ein Blick des Auges, wenn sie sich in dem Gedränge begegneten.

In Folge einer ähnlichen stummen Mittheilung fand Louis, daß der Eindruck, den er auf die Churfürstin gemacht, noch nicht verwischt war. Wenn er durch den Prater fuhr, begegnete er oft ihrem Wagen, und sie beugte sich allemal mit einem Blicke vor, den er nicht mißverstehen konnte; ja, wenn sie sich unbeobachtet glaubte, warf sie ihm mit dem ganzen Feuer verhaltener, aber glühender Dankbarkeit rasch eine Kußhand zu.

Gewöhnlich schaute er sehnsüchtig ihrem Wagen nach, denn Wharton's Bild tauchte alle Mal gleichzeitig vor ihm auf. Er war ihr Rathgeber, ihr Freund! Wie groß mußten ihre Eigenschaften sein, daß sie ihr eine solche Auszeichnung verschafft hatten!

Louis konnte jetzt nicht mehr glauben, daß sie in die mörderische Politik einiger ihrer Werkzeuge eingeweiht gewesen sei. Er hatte bei seiner letzten Unterredung mit ihr genug gesehen, was seine Phantasie erregte und das schmeichelhafte Bild von ihr vollständig machte, und da, wo seine Phantasie sich entzündete, war sein Herz nur allzu geneigt, mit zu erglühen.

So standen die Dinge, als die kaiserliche Familie und mit ihr der Herzog von Ripperda plötzlich wieder in Wien eintrafen. Sobald als Letzterer in seinem Hotel abstieg, eilte Louis ihm entgegen, um ihn zu bewillkommnen.

„Folge mir," entgegnete der Herzog.

Louis sah, daß die Stirn seines Vaters unangenehme Mittheilungen zu verkünden schien, doch zögerte er nicht, zu gehorchen.

Sie traten in den Salon.

„Ich sehe, Du ahnst, was ich Dir zu sagen habe," sagte der Herzog, „die Kaiserin besteht darauf, daß Du ihre Favoritin heirathest."

Louis ward durch diese Worte ein wenig betroffen, doch faßte er sich wieder in der Hoffnung, daß er Ottelinen auf eine Weise beleidigt habe, welche sie ihm niemals verzeihen könne, und antwortete:

„Wäre ich auch so schwach, mich nach dem, was

zwischen mir und der Gräfin von Altheim bei unserer letzten Unterredung vorgegangen ist, in die Wünsche der Kaiserin fügen zu wollen, so müßte ihre Favoritin doch mich zurückweisen."

„Wenn sie Dich liebte, so würde sie dies allerdings thun. Da es ihr aber ganz gleich ist, durch welche Mittel sie sich emporschwingt, so fragt sie nicht darnach, ob sie über Dein Herz oder über Dein Zartgefühl hinwegschreiten muß. Die Kaiserin selbst vergißt über ihrem Wunsche, ihre Favoritin zu poussiren, ihre eigene Stellung. Sie betheuert, Du habest Ottelinen jeden Beweis von Zuneigung gegeben, die Umstände hätten es verlangt und Du seiest Ehren halber verpflichtet, den Ruf wieder herzustellen, den sie Deinetwegen verloren."

Während sein Vater ihm nun noch ausführlicher die Worte der Kaiserin mittheilte, wobei diese in ihrem Eifer, obschon sehr unkluger Weise, die egoistischen Pläne ihrer Freundin hatte durchblicken lassen, verschwand der noch übrige Rest von Louis' Verblendung — obschon diese mehr die Form des Mitleids hatte — wie ein Nebel, und er erklärte mit Bestimmtheit, daß er die Gräfin von Altheim niemals ehelichen werde.

Er gab zu, daß er zu viel Anzeichen einer stürmischen Leidenschaft verrathen, wiederholte aber, daß

er selbst in seinen leidenschaftlichsten Augenblicken ihr gesagt, daß nur sein Vater über ihn zu verfügen habe. Was das Opfer ihres Rufes beträfe, so könne dieses kein Argument mehr sein, da jetzt nur einfach der Zweck seiner Besuche bei der Kaiserin offen genannt zu werden brauche, um die auf diesen Umstand gegründeten Verleumdungen mit einem Male und vollständig zu widerlegen.

„Nein, mein Sohn," entgegnete der Herzog; „es darf nicht bekannt werden, daß Deine Besuche in jenen Gemächern der Kaiserin galten. Der Kaiser weiß blos, daß Du mit Zinzendorf unterhandeltest, und ich muß Dich daran erinnern, daß, wenn er jemals die Einmischung der Kaiserin in diese Angelegenheit ahnte, seine schlummernde Eifersucht dadurch sofort erweckt werden würde. Was die Folge davon wäre, brauche ich Dir nicht zu sagen."

„Dann," rief Louis mit dem plötzlichen Schmerze getäuschter Hoffnung, „dann bin ich verloren."

„Vielleicht kann Dein Vater Dich noch frei machen," entgegnete der Herzog, „indessen baue ich nicht darauf, sondern fürchte fast, Du werdest die Favoritin heirathen müssen."

Obschon Louis' Herz ihm so eben dasselbe gesagt, so waren doch die Worte seines Vaters gleich-

sam ein Todesstreich. Er schlug sich mit der geballten Faust auf die Brust und stöhnte laut.

„Montemar!“ sagte der Herzog, „giebt Dir der Muth, den Du mit so vieler Hingebung meinem Ruhme widmetest, nicht ein Mittel an die Hand, dieser schweren Pflicht gegen Dein Vaterland und gegen mich zu genügen, ohne Dich von den unangenehmen Folgen länger als in der gegenwärtigen Stunde beunruhigen zu lassen?“

„Unmöglich!“ entgegnete Louis; „wenn ich die Gräfin von Altheim heirathe, so vermähle ich mich mit der Schande und allen ihren Folgen.“

„Nicht mit der Schande,“ entgegnete sein Vater; „die Sache wird als die natürliche Wirkung Deiner starrköpfigen Leidenschaft oder, noch besser, als ein Akt romantischer Gerechtigkeit gegen die Frau vorübergehen, welche sich um Deinetwillen dem Vorwurfe der Unehre Preis gegeben. Die Leidenschaft findet bei den Männern stets Entschuldigung, die Welt wird lächeln, aber sie wird verzeihen, und wenn die Gräfin Dein Weib ist —“

„Mein Weib! Niemals! niemals!“ unterbrach ihn Louis, „mein Name soll niemals die Schmach auf sich laden, daß er der Welt Grund zu der Vermuthung gegeben, es sei mir möglich, eine Person, die selbst ihr künftiger Gatte der Tugend untreu

machen konnte, zu meinem Weibe zu wählen. Wie konnte die Kaiserin ihren Mund durch einen so niedrigen Vorschlag beflecken! Ich bin der Ehre der Gräfin von Altheim niemals durch Wort oder That zu nahe getreten und will auch nicht handeln, als ob ich dies gethan hätte. Ich will mich nicht als Verführer, Bethörter oder Wahnsinniger brandmarken! Eins von diesen dreien aber müßte der sein, der sich mit dem Rufe vermählte, den sie nur durch ihre eigenen Ränke und Thorheiten geschändet hat."

Der Herzog ließ ihn sich erschöpfen und sprach dann wieder. Eben so abgeneigt als Louis, daß dieser sich mit dem bloßen Lieblinge irgend eines gekrönten Hauptes vermähle, wußte er doch, daß offener Widerstand in diesem Falle alle seine anderen Pläne hemmen, ja vielleicht vereiteln würde. Die Wuth der Königin von Spanien gegen Frankreich und ihre Begier nach Rache hatte das spanische Interesse gänzlich in die Macht der Kaiserin gegeben. In ihrer ersten Aufregung hatte Isabella einen Brief an Elisabeth geschrieben, in dem sie sich dieser auf so rückhaltlose Weise in die Arme warf, daß Ripperda vergebens versuchte, ihren Worten eine andere Deutung zu geben.

Die Kaiserin sah den Vortheil, den Isabella ihr eingeräumt, und trotz der Vorstellungen ihres

Freundes behauptete sie denselben im weitesten Sinne. Spanien hatte deßhalb durch die Wuth und Uebereilung seiner Königin sich in Bezug auf die Ausführung der wichtigsten Artikel des Traktats alle Macht aus den Händen gegeben. Isabella sah dies sehr bald selbst ein, und gestand in verzweiflungsvollen Briefen an Ripperda, daß es nun einzig und allein von seiner Treue und Geschicklichkeit abhänge, ob Oesterreich seine Verbindlichkeiten erfüllen, oder ob die ganze Sache mit Verlust und Schimpf enden werde.

Elisabeth hatte den Herzog dadurch überrascht, daß sie plötzlich zwei oder drei Einwendungen erhob, als ob sie wenigstens eine Täuschung herbeiführen wollte. Er bemerkte, daß sie sich ihm gegenüber ganz auffallend empfindlich zeigte, eine spätere Conferenz aber klärte das Geheimniß auf, und er sah nun deutlich, welche Hemmnisse sie ihm bei Ausführung des Traktats in den Weg werfen würde, wenn er Miene machte, ihre Wünsche in Bezug auf die Vermählung seines Sohnes mit ihrer Favoritin zu vereiteln.

Als die Kaiserin von ihrer Badereise zurückkehrte, dauerte es nicht lange, so ließ sie Ripperda in ihr Privatkabinet rufen und schlug ihm ohne Weiteres die sofortige Vermählung seines Sohnes

mit ihrer Freundin vor. Der Herzog wußte damals noch nicht, wie sehr diese Sache der Kaiserin am Herzen lag. Als er aber versuchte, seine Gründe gegen eine so frühzeitige Verheirathung seines Sohnes geltend zu machen, wendete sie sich mit einem Blicke gegen ihn, der mehr dem glich, mit dem Anna von Oesterreich den Antrag des Cardinals Mazarin wegen einer Verheirathung seiner Nichte mit dem Könige zurückwies, als dem unbefangenen Vertrauen, welches Elisabeth dem Herzoge von Ripperda bis jetzt bewiesen.

Ripperda begriff ihren Argwohn, und hätte er nicht eben so viel politische Selbstbeherrschung als Stolz besessen, so würde die Antwort seiner Augen und seiner Stimme in diesem Augenblicke eine Freundschaft getrennt haben, die achtzehn Jahre gedauert hatte, und das gerühmte Gebäude des europäischen Friedens wäre auf viele Generationen hinaus in Trümmer geschlagen worden. Er that aber, als bemerkte er nicht die Miene, mit welcher sie die folgenden Worte sprach:

„Ihr Sohn ist alt genug, um sich den ältesten Politikern an die Seite zu stellen, und keinesfalls zu jung, um der Beschützer einer liebenswürdigen Frau zu sein, deren einzige Stärke in meiner Liebe und in ihrem fleckenlosen Namen beruhete! Den Letztern

hat sie durch das schöne Gesicht Ihres Sohnes, ihre Treue gegen mich und die Bosheit der Churfürstin von Bayern verloren, und meine Liebe und seine Ehre muß und wird wiederherstellen, was er und ich vernichtet haben."

Kurz, sie deutete dem Herzoge mehr an was früher zwischen Ottelinen und seinem Sohne vorgegangen war, und was jedenfalls so viel als hinreichend war, um ihn zu überzeugen, daß sie Louis als unwiderruflich gebunden betrachte und daß Otteline ebenfalls so fest davon überzeugt sei, daß Nichts auf Erden sie bewegen könne, ihren Anspruch aufzugeben. Elisabeth beschuldigte Louis kalter, eitler Falschheit, setzte den hohen Prinzipien, welche ihn bewogen, auf ihre Freundin zu verzichten, stolze Verachtung entgegen und setzte hinzu, sie werde den Kaiser bestimmen, die Wiedereinsetzung des Don Carlos in den Besitz der italienischen Herzogthümer — wobei Louis die Stelle des Infanten vertreten solle — nicht eher stattfinden zu lassen, als bis Otteline bei dieser Gelegenheit als Marquise von Montemar erscheinen könnte.

Nach dieser Andeutung sah Ripperda ein, daß es keinen andern Ausweg gab als zu heucheln und Zeit zu gewinnen. Da er indessen die Uneigennützigkeit seines Sohnes in allen seinen Handlungen

kannte, so fand er es, als er ihn zu dieser Unterredung berief, nothwendig, seinen Zartsinn und sein Ehrgefühl anzuregen, um ihn zu bewegen, daß er ohne Weiteres jede Aussicht, sich einem so unehrenhaften Bündnisse zu entziehen, fern hielte.

Deßhalb verschwieg der Herzog bei der Mittheilung, die er Louis machte, diesem durchaus Nichts. Oft unterbrach ihn dieser durch Ausdrücke der Entrüstung. Die niedrigen Uebertreibungen, deren sich Otteline bei der Kaiserin in der Schilderung seines Benehmens schuldig gemacht, und die Art und Weise, wie er sich in ihren Netzen fangen lassen, trieben ihn fast zum Wahnsinne. Der Herzog gestand, daß nach Lage der Umstände die Nothwendigkeit einer Heirath vorliege, oder daß man wenigstens thun müsse, als träfe man Anstalten zur Feier und Vollziehung derselben. Machten die Ereignisse eine solche Vollziehung wirklich unerläßlich, so könnte Louis sich den daraus hervorgehenden häuslichen Mißständen entziehen, sobald die Angelegenheiten zwischen den beiden Ländern einer glücklichen Vollendung entgegengeführt wären. Dann könnte er seine neuvermählte Gattin auf unbestimmte Zeit verlassen und versichert sein, daß sie mit dem Genusse ihres neuen Ranges an der Seite ihrer verblendeten Gebieterin vollkommen zufrieden wäre.

Dies war indessen die Sache von der schlimmsten Seite betrachtet; denn gelang es, die Kaiserin und ihre Favoritin durch anscheinende Fügsamkeit und wirkliche Verzögerung in der Ausführung irre zu leiten, so konnten Ereignisse dazwischen kommen, welche den ganzen Plan wieder rückgängig machten.

„O mein Vater," rief Louis, „ich kann mich selbst mit diesem Vorschlage keinen Augenblick befreunden. Wie wäre ich im Stande, einem Menschen in's Gesicht zu sehen, wenn man überall auf mich, als den künftigen Gatten dieser mit Recht verachteten Witwe des Grafen von Altheim, mit Fingern wiese? Mein Vater, verlange von mir, was Du willst, nur das nicht. Schicke mich fort von Wien, verbanne mich wohin Du willst, aber verlange nicht, daß ich noch ferner Etwas mit diesem ränkevollen Weibe zu schaffen habe. Gieb mich nicht dem Bewußtsein Preis, daß ich auf irgend eine Weise die Strafe verdiene, unrettbar verloren zu sein."

„Louis," entgegnete der Herzog, „es liegt durchaus nicht in meiner Absicht, Dir zu befehlen oder auch nur zu rathen, Etwas zu thun, was Deine persönliche Freiheit auf Kosten Deiner öffentlichen Pflicht beschränkte, sondern ich schlage Dir blos vor, ein zeitweiliges System zu befolgen, durch welches ich die Kaiserin und ihre Favoritin zu täuschen hoffe. Als

Du in Deine politische Laufbahn eintratest, machtest Du Dich durch einen Eid verbindlich, Alles, die Leidenschaften Deines Herzens und selbst Deinen Ruf bei den Menschen dem Dienste Deines Vaterlandes zu opfern, wenn es verlangt würde. Jetzt wirst Du aufgefordert, den ersten Theil dieses Gelübdes durch die That zu bewahrheiten."

„Ja, mein Vater, aber ich habe mich nicht verbindlich gemacht, mein Gewissen zu opfern. Dieses gehört Gott allein, und ich will untergehen, oder es bewahren."

„Dann mußt Du die Gräfin von Altheim heirathen," entgegnete sein Vater ruhig.

„In der Stunde, wo ich dies thue," entgegnete Louis, „werde ich mein theuerstes Herzblut dem Lande gegeben haben, welches ich niemals gesehen — dem Lande, welches ich niemals sehen werde. Ich werde der Welt entsagen und mich als verachteter Unglücklicher, um zu sterben, an einen Ort zurückziehen, wo ich den Hohn und Spott nicht höre, welchem ich den Namen Montemar Preis gegeben."

„Und ist das wirklich Gehorsam gegen Dein Gewissen?" fragte der Herzog. „Wenn dem so ist, so merke wohl auf seine Inconsequenz und bezweifle zuweilen seine Aussprüche. Ehe ich die Kaiserin

verließ, brachte ich sie so weit, daß sie sich wegen der Andeutungen entschuldigte, die sie beim Beginn unserer Unterredung fallen lassen. Ich lockte ihr Thränen in die Augen, als ich sie an die Dienste erinnerte, die ich ihr und ihrer Tochter durch das Zustandekommen der pragmatischen Sanction geleistet. Ehe ich aber noch diesen Sieg über eine eigenwillige, mächtige Monarchin vollendete, entfernte ich von ihr jeden Gedanken, daß ich gegen das vorgeschlagene Bündniß etwas Andres einzuwenden hätte, als Deine Jugend und den Umstand, daß die Gräfin mehrere Jahre älter ist als Du. In dem Augenblicke der Wiederaussöhnung bereitete ich Dir den Weg. Ich führte an, meine Pflicht gegen mein neues Vaterland verlange von mir, dorthin zu schreiben und den König und die Königin von Spanien um Erlaubniß zum Abschluß dieses vorgeschlagenen Bündnisses zu bitten, ehe ich meine förmliche Zustimmung geben könnte. Damit war die Kaiserin einverstanden. Hiermit ist also schon eine Verzögerung gesichert. Mittlerweile zweifle ich, sobald Du Dich stellest, als seiest Du mit dem getroffenen Arrangement herzlich einverstanden, nicht, Elisabeth dahin zu bringen, daß sie den Act der Wiederbelehnung vor sich gehen läßt, ehe die Antwort zurück sein kann. Damit ist dann die Maschinerie in Deine eigene Hand zurückgegeben;

wir können zögern, Hindernisse hervorsuchen und endlich die ganze Sache ohne Gefahr abbrechen."

„Nein, mein Vater," entgegnete Louis, „die Ursache meines Abscheues gegen diese Heirath ist der Mangel an allen ehrenwerthen Grundsätzen in dem Weibe, welches mich verblendet hatte, und niemals werde ich einen Schritt thun, um diesem Bündnisse dadurch aus dem Wege zu gehen, daß ich selbst Etwas werde, was ich verabscheue. Wenn meine Freiheit nicht anders wieder erlangt werden kann, als dadurch, daß ich mich einer Lüge — einer verrätherischen Lüge schuldig mache, so füge ich mich lieber in mein grausames Schicksal und heirathe dieses Weib."

„Dann unterwirfst Du Dich blos Deinem eigenen Willen," entgegnete der Herzog, indem er mit unruhiger und fast strenger Miene von seinem Stuhle aufstand. „Vergiß aber nicht, daß es Deine Pflicht ist, die Rückkehr meines Boten aus Spanien abzuwarten."

„Ich werde warten, mein Vater, so lange es Dir beliebt, aber ich sage nochmals, es geschieht nicht in der Absicht, um zu täuschen. Wenn ich je wieder in der Gegenwart der Gräfin Altheim erscheine, und mir erlaube, mich als ihren künftigen Gatten zu betrachten, so muß es von meiner Seite

mit der Absicht geschehen, dies auch zu der vorgeschriebenen Zeit zu werden. Meine schimpfliche Ohnmacht der Schönheit gegenüber hat mich so weit gebracht, und schwer wird die Strafe sein, aber dennoch ist sie immer noch erträglicher als Selbstverachtung."

„Du mußt sie heut Abend besuchen."

„Aber nicht allein, mein Vater! Dies darf niemals von mir verlangt werden. So lange sie nicht meinen Namen trägt, soll keine Macht mich zwingen, mit ihr allein zu sein."

„Aber wer soll Dich dann begleiten? Ich kann es nicht."

„Nun, dann sage der Kaiserin, daß ich sie bei ihrer Besorgtheit um die Ehre der Gräfin ersuche, stets Jemanden zugegen sein zu lassen, wenn wir uns sehen. Sollte ich es jemals anders finden, so entferne ich mich augenblicklich."

„Da hast Du Recht," entgegnete sein Vater und verließ das Zimmer.

Viertes Kapitel.

Die Zusammenkunft.

Elisabeth's Antwort auf Ripperda's Brief, in welcher er die Kaiserin von dem zarten Bedenken seines Sohnes in Kenntniß setzte, meldete ihm, daß sie selbst bei der Versöhnungsscene zugegen sein würde. Als die Stunde der verhängnißvollen Zusammenkunft herannahete, war es Louis, als sollte er den Gang zu seiner Hinrichtung antreten. Ein Vorhang schien zwischen ihm und der ganzen Welt herabgerollt zu sein. Derselbe schloß jetzt nicht blos jede häusliche Behaglichkeit, sondern auch jedes Ziel des Ehrgeizes aus. Der Ruhm war nun seines Glanzes beraubt, und das Feuer des Strebens in den freudenlosen Entschluß verwandelt, seine Aufgabe nur aus Pflichtgefühl zu erfüllen. Sein Herz

war gleichsam in seiner Brust versteinert, sein Blut war kalt und wie mit umschleiertem Geiste ging er seinen Weg wie ein Träumender durch die oft betretenen, aber jetzt verhaßten Galerieen des kaiserlichen Palastes.

Er wußte selbst nicht, wie seine wankenden Tritte ihn bis in das Boudoir trugen, wo er Ottelinen zu sehen erwartete; anstatt aber ihre bittende oder drohende Gestalt zu erwarten, sah er sich in der hohen Gegenwart der Kaiserin. Sie kam ihm freundlich lächelnd entgegen, aber wie ihre ersten Worte lauteten, wußte er nicht. Sie bemerkte, wie bleich er aussah, und daß seine Augen verstört umherschweiften, aber sie überging Beides mit Stillschweigen.

„Von welcher Art auch Ihr Zwist mit Ottelinen bei Ihrer letzten Begegnung gewesen sein mag,“ hob sie an, „so ist doch ihr sanftes Gemüth bereit, Ihnen zu verzeihen. Soll ich Sie zu ihren Füßen geleiten?“

„In Ihrer Gegenwart, Majestät?“ entgegnete Louis sich ermannend. „Es wird mir zur Ehre gereichen, Eurer Majestät zu folgen, aber nicht, um mich Ottelinen zu Füßen zu werfen. Ich kann sie nicht um Verzeihung bitten, daß ich zu ihr so gesprochen habe, wie mein Herz mir eingab.“

Elisabeth sah ihn mit strenger Miene an.

„Junger Mann,“ rief sie, „Sie sind doch nicht hierher gekommen, um der Kaiserin Trotz zu bieten? Hüten Sie sich, Louis von Montemar, meine Freundin zu beleidigen und ihre Nachsicht zu mißbrauchen.“

„Ich bin gekommen, um die Wahrheit zu sprechen,“ entgegnete er; „um zu erklären, daß ich bereit bin, jedem Anspruche zu genügen, den die Gräfin Altheim an meine Ehre stellen kann, aber auch, um Eurer Majestät Gerechtigkeit zu vertrauen, indem ich frei und offen bekenne, daß ich dieses Bündniß gegen den Drang meines Herzens und gegen meine Ueberzeugung eingehen werde — daß mein Herz die Verpflichtung, welche sie behauptet, nicht anerkennt.“

Die Kaiserin schwieg entrüstet, während er kurz und fest, aber bescheiden die Ursachen seines Widerwillens gegen das Bündniß, welches sie durchaus zu Stande zu bringen wünschte, aufzählte.

„Es ist mir eben so unmöglich, ihr wieder meine Achtung zu schenken,“ setzte er hinzu, „als meine Natur zu ändern; wenn aber unter den von mir erwähnten Umständen Eure Majestät mich für gebunden erachtet, während doch kein Versprechen gegeben ward und während ich ihr bereits gesagt, daß unsere Herzen eben so unvereinbar sind als unsere Naturen,

so bin ich bereit, mich in den Willen Eurer Majestät zu fügen und Ottelinens Gatte zu werden, aber allzugewiß mit der kalten, seelenlosen Pflicht, welche der Name allein erzwingen kann."

Louis stand fest, obschon bleich und ehrerbietig, vor dem durchbohrenden Blicke Elisabeths.

„Mein Herr," entgegnete sie, „ich sehe, Sie verstehen zu beleidigen, und Sie verstehen auch, wie man versuchen muß, einem wehrlosen Weibe das Recht wieder zu entreißen, welches Sie ihr auf Ihre Ehre gegeben haben. Ich aber bin die Beschützerin dieser Wehrlosen, und werde die Kette festhalten, die Euch an einander fesselt, bis der Tod sie lös't."

Louis legte die Hand auf's Herz und verneigte sich, aber die Entrüstung, die darin tobte, ließ sich nicht ganz verbergen. Die Kaiserin sah sie in den stolzen Blitzen seines Auges — Verzweiflung und eine seiner Natur noch weniger vertraute Leidenschaft lag in diesem Blicke. Elisabeth glaubte ihn zu verstehen.

„Junger Mann," rief sie, „ich weiß von diesem eitlen Herzen mehr, als ich verzeihen darf. Um eines Andern willen thue ich es aber vielleicht, und dennoch wagen Sie mir zu sagen, Ihre Ehre habe der Gräfin von Altheim kein Versprechen gegeben, weil Sie nicht mit dürren, klaren Worten gesagt:

Ich biete Ihnen hiermit meine Hand, mein Herz, mein Vermögen und mein Leben? Aber benetzten Sie nicht ihre Hand mit Thränen? Drückten Sie sie nicht an diese treulose Brust, während Sie schwuren, daß Sie sie liebten, sie anbeteten und nur in ihrem Lächeln lebten? Boten Sie ihr nicht Ihr Leben an, um ihren befleckten Ruf zu reinigen? Schenkten Sie ihr nicht Ihr Herz? Fühlten Sie nicht recht wohl, daß Sie Herr des ihren waren? Und was ist dieß Alles weiter als ein Band, welches Sie an sie fesselt — ein Versprechen, daß Sie ihr angehören wollen? Was ist die Ehre, wenn sie blos ein Wort ist und nicht auch eine That, und in diesem Falle ein Tausch von Seele um Seele? Alles Dies ist zwischen Ihnen vorgegangen, und dennoch sprechen Sie noch davon, daß Ihre Ehre Ihr Eigenthum sei!"

Louis konnte, obschon er nicht überzeugt ward, sich doch nicht verhehlen, daß in den Worten der Kaiserin etwas Wahres lag. Elisabeth bemerkte die Veränderung seiner Miene, das Weib gewann in ihr einen Augenblick lang die Oberhand über die Kaiserin und sie rief: „O Mann, Mann!"

Sie besann sich jedoch, unterdrückte was sie sagen wollte, wendete sich stolz ab und ging einige

Mal im Zimmer auf und ab. Endlich blieb sie wieder stehen und sagte:

„Ich habe mich herabgelassen, Ihnen dies Alles auseinanderzusetzen, weil Sie der Sohn des Herzogs von Ripperda sind. Seine unverbrüchliche Redlichkeit verschmähet alle Ausflüchte. Handeln Sie, wie es seinem Sohne geziemt, und ich werde vielleicht vergessen, was Otteline nur zu bereit ist zu verzeihen."

Louis blickte auf. Die edle Biederkeit seiner Augen blendete fast den zweifelnden Blick Elisabeths.

„Hätte ich Ausflüchte gesucht," entgegnete er, „so würde ich die Verachtung Eurer Majestät im höchsten Grade verdient haben; aber von dem ersten Augenblicke an, wo ich fand, daß ich für die Reize der Gräfin allzuempfänglich war, sträubte ich mich gegen diese Gewalt, und als die Umstände mir die Anerkenntniß und die Erklärung meiner Liebe abnöthigten, erklärte ich dabei zugleich, daß ich nicht über mich verfügen könne. Diese Vorwürfe treffen daher nicht mich; denn hätte sie fortwährend zu sein geschienen, wofür ich sie damals hielt, und hätte mein Vater seine Einwilligung verweigert, so würde ich ihr meine Treue dadurch bewiesen haben, daß ich meine Hand niemals einem andern Weibe gereicht hätte."

„Ihr Vater giebt aber seine Einwilligung," antwortete die Kaiserin, „und da Sie seinen Befehlen Gehorsam leisten, so trifft es sich glücklich, daß dieselben mit Dem übereinstimmen, was Ihre Ehre gebietet. Ich nehme für meine Freundin Ihre dargebotenen Bedingungen an — Ihre Hand, mit der Rücksicht, die einem Weibe gebührt. Denn Sie müssen wissen, eitler junger Mann, daß Otteline einen eben so hohen Geist als ein zärtliches Gemüth besitzt, und daß sie weder von ihrem Anbeter, noch von der Welt, noch von ihrem Gatten Schimpf oder Verachtung duldet."

Louis wollte sprechen, aber sie gebot ihm durch eine Geberde Schweigen.

„Kommen Sie mit mir, Marquis," rief sie, „und die Folgen der nächsten zwei Stunden liegen in Ihrer Macht!"

Er fühlte diese Folgen bereits in seinem Herzen, und ohne weiteren Versuch, noch ein Wort zu äußern, verneigte er sich und gehorchte.

Sie öffnete eine Thür in dem fernsten Gemache, in welchem die schöne Favoritin auf einem Sopha saß und sie erwartete. Sie strahlte im vollen Glanze ihrer Reize, und die Röthe des unterdrückten Grolles verlieh ihrem Antlitze vielleicht einen um so bezaubernderen Ausdruck.

Alles Dies aber war an Louis' Sinnen noch schlimmer als verloren. Jede Schönheit erschien ihm jetzt wie die Schlangen auf dem Haupte der Gorgone — sich ringelnd und krümmend, um ihn zu stechen. Als die Kaiserin eintrat, erhob sich Otteline.

„Otteline," rief die Kaiserin, „ich bringe Dir einen reuigen Sünder. Kannst Du verzeihen und ihn wieder in Dein Herz aufnehmen?"

„O Wharton!" rief Louis bei sich selbst, „diese Semiramis und ihre schlaue Vertraute haben mich in der That umringelt, so daß ich ihnen nicht entrinnen konnte."

Während er näher trat, gab die Gräfin eine Antwort, die er wohl hörte, aber nicht verstand, und fast in demselben Augenblicke legte die Kaiserin Ottelinens Hand in die seine. Er faßte sie, aber ohne sie zu drücken, ohne jene Wonne zu empfinden, mit welcher er sie früher umschlossen.

„Nun," fuhr die Kaiserin fort, „nun bin ich glücklich, da ich den Sohn meines frühesten Rathgebers so mit der geliebten Freundin meiner Jugend den ewigen Bund der Liebe und Treue schließen sehe."

Indem sie dies sagte, drückte sie die Hände der Beiden zusammen, während Louis' Herz bei dieser

Erfüllung seines Schicksals von einem kalten Schauer gepackt ward. Betäubt und keines Gedankens fähig, sah und hörte er einige Augenblicke lang so wenig wie ein Scheintodter.

In dieser Zwischenzeit verschwand die Kaiserin. Otteline sank weinend auf einen Stuhl. Er wendete seine Augen auf sie, aber es lag keine Sympathie in ihren Strahlen, kein Glaube an die Wahrheit ihrer Thränen. Sie blickte auf und begegnete seinem kalt beobachtenden Blicke. Ihre Augen schwammen wie duftige Veilchen im Sommerthau. Ein wehmüthiges Lächeln umspielte ihre Lippen, und indem sie die Hand ausstreckte, die er sinken gelassen, rief sie sanft, schüchtern und zärtlich: „Montemar, ist diese Verzeihung eine wechselseitige? Die Hand, die jetzt Ihnen gehört, ist ein schwaches Pfand der Versöhnung meines Herzens."

Louis näherte sich ihr nicht. Er fühlte, daß diese Honigzunge auch vergiften konnte, und obschon er kam, um sich ihr auf immer zu weihen, so scheuete er sich doch, durch ihre Reize oder ihre List zu einem freiwilligen Opfer verlockt zu werden. Hätte jetzt irgend ein anderer Impuls als die harte, zwingende Pflicht ihn veranlaßt, sich mit ihr zu verbinden, wie tief wäre dann seine Entwürdigung in seinen eigenen Augen gewesen! Er schlug die Augen nieder,

um alle diese Verlockungen aus seinen Augen zu verbannen. Nach einer kurzen Pause, und während er in peinlichem Schweigen dastand, hob sie in großer Bewegung wieder an:

„Was habe ich gethan, um diese schroffe Verachtung zu verdienen? O Montemar, ich habe blos bewiesen, daß ich ein liebendes, schwaches Weib bin. Um Ihretwillen gab ich dem Drängen eines Eifers nach, der mich eben so gewiß den Spitzen der Dolche Ihrer Feinde entgegengetrieben hätte, als dem Vergehen, dessen ich mich allerdings schuldig machte, indem ich den Brief erbrach, durch welchen wir Kenntniß von Ihrer Gefahr erhielten. Und dies ist also mein Lohn?“

Mit lautem Schluchzen fiel sie auf den Stuhl zurück, auf welchem sie saß. Ihr ganzer Körper zitterte, als ob das Leben in krampfhaften Zuckungen aus ihrem Herzen entweichen wollte. Das Herz des Mannes konnte dies nicht ertragen. Konnte dieser tödliche Kampf wirklich Verstellung sein? Doch was er auch sein mochte, so konnte Louis nicht ungerührter Zuschauer bleiben.

Er näherte sich ihr und berührte ihre Hand. Sie war eiskalt, aber die convulsivisch zuckenden Finger faßten die seinen. Er zitterte selbst, als er diese Hand von ihrem bleichen Gesichte hinwegzog

und ihre Züge das Gepräge des innersten Seelenschmerzes tragen sah.

Wieder öffneten sich ihm ihre Augen, während er so über sie gebeugt stand. Sie hefteten sich auf sein Gesicht mit einem Ausdrucke, in welchem sich Liebe, Vorwurf und Vergebung malten.

„Gräfin!“ sagte er.

„O nennen Sie mich Otteline — Ihre Otteline,“ rief sie, indem sie ungestüm seinen Arm ergriff und ihr Gesicht daran verbarg, „oder wiederholen Sie jenes Wort und tödten Sie mich. Ich habe ja einmal Ihre Achtung verloren, warum sollte ich wünschen, länger zu leben?“

Sein Herz war gerührt, und indem ihm selbst die Thränen in die Augen traten, rief er:

„Und ist es möglich, daß Sie mich wirklich lieben?“

Sie sprang auf und warf sich neben ihm auf die Kniee, sie faltete die Hände und blickte mit so strahlender Schönheit in allen ihren Zügen und einem solchen Glanze in ihren thauigen Augen zu ihm auf, daß die seinigen wie durch einen Zauber festgehalten wurden. Vergebens schienen seine Lippen sprechen zu wollen. Sie raffte sich wieder empor, lächelte himmlisch, als sie den schmelzendweichen Ausdruck seiner Züge sah, und warf sich an seine

Brust. Louis' Herz erbebte unter der schönen Bürde, aber selbst in diesem Augenblicke weiblichen Sieges ergriff das Uebermaß seiner Bewegung dieses verrathene Herz. Die ganze Schmach seiner Niederlage fühlend, verwandelte der heiße Strom sich wieder in Eis, und mit einem Zittern, welches von Eckstase weit entfernt war, setzte er sie wieder auf ihren Stuhl, und kniete, fast ohne es zu wissen, neben ihr nieder. Aber es geschah im demüthigen Gefühle seiner Schwäche, obschon er jetzt glaubte, sie liebe ihn wirklich, und während er ihre noch zitternde Gestalt betrachtete, sagte er bei sich selbst:

„Wenn ich auch in der Entwürdigung, zu welcher ich verurtheilt bin, nicht selber glücklich sein kann, so will ich sie wenigstens nicht elend machen. Ich will sie ehren und schätzen, und vielleicht ihr liebendes Herz bewegen, die Grundsätze ihres Gatten zu achten."

Während er so dachte, hob er ihre Hand an seine Lippen und besiegelte durch diese Geberde bei sich den Vertrag, durch den er ihr Eigenthum ward.

„Mein Montemar!" murmelte die Gräfin, indem sie die Bedeutung dieses stummen Symbols fühlte. Zugleich blickte sie auf und sah die junge Erzherzogin bleich in der Mitte des Zimmers stehend, die Augen auf Montemar's knieende Gestalt geheftet.

„Die Prinzessin!“ rief Otteline im Tone der Ueberraschung.

Louis raffte sich auf und trat in der Verwirrung seiner Empfindungen einige Schritte zurück. Die sanfte Maria Theresia lächelte wehmüthig, aber sprach nicht. Die Gräfin ergriff sie bei der Hand und fragte, was sie befehle. Die Prinzessin hielt ihre Augen noch immer auf Louis geheftet, während sie mit gedämpfter und unsicherer Stimme ihrer Erzieherin antwortete:

„Meine Mutter wünscht mit Ihnen zu sprechen. Hätte sie aber gewußt, daß der Marquis hier ist, so hätte sie mich vielleicht nicht hergeschickt. Ich bitte Sie, Marquis,“ rief sie, indem sie mit Aufregung und Innigkeit das Wort an ihn richtete, „seien Sie freundlich und gut gegen meine Otteline, denn wenn sie mit Ihnen vermählt ist, werde ich sie niemals wiedersehen.“

Mit diesen letzten Worten wendete sie ihre Augen von ihm ab und warf sich an die Brust der Gräfin. Otteline sagte ihrem Geliebten mit den Augen Lebewohl, während er in einem unbeschreiblichen Aufruhre aller Gefühle aus dem Zimmer eilte.

Fünftes Kapitel.

Gefahren in den Gesellschaften großer Städte.

Obschon Ripperda der Kaiserin gegenüber die ausdrückliche Bedingung gestellt hatte, daß von der verabredeten Vermählung ihrer Favoritin mit seinem Sohne nicht eher öffentlich Etwas verlauten dürfe als bis die Einwilligung der Königin einträfe, so ist es doch wahrscheinlich, daß die Kaiserin durch vertraute Mittheilungen die Sache dennoch in die Oeffentlichkeit gebracht haben würde, wenn sie nicht eingesehen hätte, daß es gerathen sei, den Groll der Gräfin von Wardein und Anderer nicht dadurch anzustacheln, daß sie erführen, daß der Erbe, den sie für ihre Töchter zu sichern wünschten, mit ihrer stolzesten Feindin versprochen sei. Als Elisabeth sich daher den Anschein gab, als gewähre sie dieses Schweigen als

eine Gunst, bestand sie darauf, daß es Louis nicht abhalten sollte, seine täglichen Besuche in den Altheim'schen Gemächern abzustatten. Er sei dies, meinte sie, der bewiesenen Nachgiebigkeit seiner Braut schuldig und es solle allemal im Beisein einer ihrer Damen geschehen, die ebenfalls eine Freundin der Gräfin sei.

Louis hatte sich nun in sein Schicksal gefügt. Kaum aber hatte er so dem Pflichtgefühle gegen seinen Vater gehorcht und der Leichtgläubigkeit nachgegeben, welche durch das Mitleid erweckt worden, so traten tausenderlei Umstände zu Tage, welche all seinen früheren Widerwillen zurückkehren ließen. Der Schleier der Phantasie war zu gewaltig von seinen Augen hinweggerissen worden, als daß er jemals zwischen ihm und dem Gegenstande seiner früheren Abgötterei wieder hätte befestigt werden können. Jetzt, wo er sonach auf diese Weise nicht mehr geblendet ward, zeigte ihm jeder Tag deutlicher einen Charakter, den sie vergebens zu bemänteln und zu verstellen suchte. Er bemerkte, daß ihre Mängel nicht blos die einer verkehrten Erziehung, sondern auch eines von Grund aus verkehrten Sinnes waren. Sie besaß keinen ihr selbst inwohnenden Wohlgefallen an moralischer Größe. Auszeichnung war ihr Ziel, aber nur äußerliche, und deßhalb die des hohen

Ranges am meisten. Aber dennoch liebte sie ihn, — sie liebte ihn mit einer Zärtlichkeit, einer bezaubernden Innigkeit, welche ihn zuweilen fast vergessen ließ, daß sie nicht das vollkommene Wesen war, welches sie zur Gebieterin seiner Seele gemacht haben würde.

Die schöne Täuschung aber dauerte niemals viele Minuten lang und sein Herz seufzte nach seinem Genossen mit einem Bewußtsein der Verlassenheit und des Alleinstehens während seines ganzen noch übrigen Lebens.

In solchen Augenblicken fiel ihm oft ein Wort des guten Pastors, seines Onkels, ein, welcher zu sagen pflegte: „Wer aus Eifer für seinen Freund eine schlechte That begeht, verbrennt den goldenen Faden, der ihre Herzen aneinander fesselt. Solche Beweise von Treue sind nicht Beweise von wahrer Freundschaft.“

Während er so jeder Hoffnung entsagte, jemals wieder die Süßigkeiten häuslicher Behaglichkeit zu schmecken, erhielt er zahlreiche Briefe aus der theuren Heimath, wo sein bester Lehrer und Führer waltete und wo vollkommenes Glück bei Demuth und Unschuld wohnte. Der Rath des ehrwürdigen Mannes stärkte ihn in Bezug auf jede uneigennützige Lebensregel, die Briefe seiner Tante und Cousinen aber ließen sein sehnendes Herz von demüthigender

Reue überfließen, denn der Geist der Tugend und wahren Liebe wallte aus jeder Zeile, welche aus Cornelia's Feder floß.

„Ach, Schwester meiner Seele," rief er, „ich könnte mit Dir in den Schooß des Paradieses fliehen! Dort ist Alles himmlische Reinheit, Alles göttliches Streben und ich sehnte mich dennoch, einem solchen Himmel zu enteilen! Ich sehnte mich, in das ehrgeizige Treiben der Welt, und was habe ich gewonnen? Ich bin an ein Weib gekettet, welches von meiner edlen Cornelia verachtet werden würde. Wie kann ich wagen, ihnen, die mich lieben und ehren, eine mich so entwürdigende Täuschung ihrer Hoffnungen zu bekennen?"

Er wendete sich zu der beschwichtigenden Dankbarkeit seiner Alice, die ihm einen von ihren Thränen benetzten Brief sendete. Don Ferdinand hatte ihrer Bitte Gehör gegeben. Er hatte an ihre Mutter geschrieben und ihre Liebe gestanden, sich aber dabei ihrem Mitleiden in die Arme geworfen und sie gebeten, ihn nicht seinem Vater zu verrathen, während er, um sie zu versichern, daß er nicht die Absicht habe, ihm ungehorsam zu sein oder Heimlichkeiten gegen sie im Schilde zu führen, Alicen jedes Schwures entband und sich nur einen Anspruch auf ihr Mitleid vorbehielt, — nämlich den, daß es ihm

in der Zukunft einmal gestattet werde, sich ihr zu Füßen zu werfen, wenn das Ergebniß gewisser Umstände, welche ihn noch zur Hoffnung berechtigten, später seinen Vater veranlaßte, die Einwilligung zu seinem Glücke zu geben. Alice setzte hinzu, daß ihre Mutter an Don Ferdinand geschrieben, und zwar Folgendes:

Sie verzeihe, was geschehen sei, in Betracht des umfassenden Geständnisses; sie werde sein tadelnswerthes Beginnen seinem Vater verschweigen, weil er es bereue, aber er dürfe nicht glauben, daß sie durch diese Nachsicht die Fortdauer seines Verhältnisses zu ihrer Tochter ermuthigen wolle; denn sie wünsche, daß hiermit aller Briefwechsel ein Ende nehmen möchte.

„Aber,“ setzte Alice hinzu, „ich weiß, er wird treulich halten, was er geschrieben, und ich weiß auch, daß ich ihn um so lieber gewonnen habe, weil er mir diese furchtbare Last vom Herzen genommen hat. Deßhalb werde ich auch gern warten, bis sein Vater seine Einwilligung giebt, sollten auch darüber noch viele Jahre vergehen. Wenn Du wüßtest, wie glücklich ich bin, seitdem ich meine Augen frei zum Antlitz meiner Mutter erheben kann und mich nicht mehr vor mir selbst schämen muß, wenn meine edle Schwester mich an ihr Herz drückt, dann würdest Du eben

so bereit sein, so viele Thränen der Freude über das Wiederfinden des verirrten Lammes zu vergießen, als Dein gütiges Herz Thränen des Kummers in jener traurigen Nacht weinte, als Du fandest, daß es sich auf so beklagenswerthe Weise von der Hürde entfernt hatte. O Louis, wird meine Dankbarkeit gegen Dich jemals Worte finden, sich auszusprechen?"

Mrs. Coningsby's Brief war nicht weniger energisch im Danke gegen ihren Neffen für den klugen Rath, den er ihrer fast noch in den Kinderjahren stehenden Alice gegeben, so wie für seine gewandten Bemühungen, diesen Rath zu verwirklichen.

Mit funkelnden Augen las Louis diese Briefe, ein Vergleich zwischen diesen einfachen und reinen Freuden mit den übrigen Gefühlen seiner Brust vermehrte aber seine Schmerzen, und indem er sich aus Betrachtungen aufrüttelte, welche ihn demüthigten, aufregten und fast zum Wahnsinne trieben, stürzte er sich unter die wimmelnde Menge, um jene Zerstreuung der Gedanken zu suchen, die er in angestrengten Studien oder in der Erfüllung seiner amtlichen Pflichten vergebens suchte.

Graf Königseck hatte ihn kürzlich in ein Haus eingeführt, in welchem er sich mit vollkommener Ungezwungenheit bewegte und alle Genüsse fand, welche seine gewöhnliche Gleichgültigkeit gegen heitere Ge-

sellschaft auf die Probe stellten. Es war die Wohnung des Grafen von Estrées, eines französischen Abenteurers von Rang, dessen Gattin und Schwester einen Anziehungspunkt des Witzes und der Schönheit bildeten, welcher mit jeder andern Gesellschaft in Wien wetteiferte. Unter ihren zauberischen Auspicien ward jedes Amusement dargeboten, welches der Mensch wünschen oder ersinnen kann, und dabei ein Glanz, ein Luxus, eine Eleganz und eine Verschwendung entwickelt, welche sehr bald die Mittel dieser Leute erschöpft haben müßten, wenn nicht die Fluthen der Quelle auf einem Umwege immer wieder in ihr Becken zurückgeflossen wären. Graf von Estrées zog eine Revenue von jener Spielwuth, welche die Entfaltung seiner reichen Mittel in seinen Gästen erweckte.

Louis konnte niemals bewogen werden, eine Karte oder einen Würfelbecher anzurühren, denn er verachtete Beides als schmutzige, geistlose Zerstreuungen; dagegen fand er umfassende Unterhaltung in der Conversation einer in der That ausgewählten Gesellschaft. In diesen Versammlungen sah er Personen aus allen Ländern und von allen Parteien, aber sie waren die Ausgewählten von Allen. Der Graf war in Bezug auf den Rang und die Prätensionen seiner Gäste so wählerisch, daß es für den

höchsten Beweis von Vornehmheit und hoher Bildung galt, in diesem auserwählten Cirkel gesehen zu werden.

Die Gräfin Claudine und ihre Schwägerin Angelique von Estrées waren anscheinend Frauen von Charakter und in der That Frauen von Talent.

Während aber Alles umher ein glänzendes Schaugepränge von Amusement, Witz und Genie war, lauerte das Verderben in den dem Spiele gewidmeten Zimmern. Unglauben und Stolz weilten unter der philosophischen Colonnade, während das Laster auf den unvorsichtigen Tritt lauerte, mochte derselbe sich bewegen wohin er wollte.

Anfangs war Louis durch die in ihm selbst tobenden Kämpfe zu sehr in Anspruch genommen, als daß er tief in Das hätte blicken sollen, was um ihn her vorging. Es genügte ihm, daß die verschiedenen intellectuellen Genüsse dieses Hauses ihn von seinen Gedanken losrissen, so daß er sich ihrer ganzen Macht mit verzweifelter Begier hingab. Er fand sich durch Discussionen mit genialen Männern angeregt und ermuntert; der glänzende Witz der Frauen, die graziöse Ungezwungenheit ihrer Manieren entzückte ihn und vielleicht ward er, ohne es selbst zu wissen, durch die indirecte Schmeichelei gewonnen, welche ihm durch die Gräfin und ihre Schwägerin geboten ward und

die er, da sie blos seinen Talenten galt, ohne Argwohn hinnahm.

Eines Abends, als er so beschäftigt war, sah er den Grafen Patinos und den Herzog von Wharton mit einander eintreten. Es war dies das erste Mal, daß er den Herzog in dem Hotel Estrées sah. Der Spanier bemerkte in demselben Augenblicke Louis, welcher zwischen der Gräfin und ihrer Schwägerin saß. Patinos machte seinen Arm von Wharton los und näherte sich der Gruppe, blieb aber plötzlich wieder stehen und wendete sich ab, indem er einen wüthenden Blick auf Mademoiselle von Estrées warf.

Sie stand auf und Louis sah bald darauf sie und den Spanier in eifrigem Gespräche, während sie von Zeit zu Zeit nach ihm hinblickte, als ob er der Gegenstand ihrer Unterredung wäre. Patinos schien sehr heftig und Angelique sehr ernst zu sein. Sie gingen aus einander, während der Spanier ein sarkastisches Gelächter aufschlug und die Mademoiselle sich unter die Menge mischte.

Ohne irgend einen bestimmten Grund hatten Louis und Patinos schon mehrfach ihr Mißfallen an einander nicht undeutlich zu erkennen gegeben. Ihre Artigkeiten beschränkten sich in dem Gesandtschaftshotel auf eine kalte Verbeugung, und wenn sie sich

anderwärts begegneten, gingen sie an einander vorüber, als ob sie sich nicht kennten.

Baptista Orendayn war in allen Dingen Patinos' Schatten. Dennoch aber hatten Louis' gewinnende Manieren und Talente die übrigen Spanier bewogen, seine Gesellschaft zu suchen und ihn mit mehr Vertrauen zu betrachten. Dieser Abfall von seiner Partei reizte Patinos zum Zorne und ein verderbliches Feuer glühte in seinem stolzen Auge, so oft er seinem bewunderten Nebenbuhler begegnete. Louis verließ die geistreiche Gräfin von Estrées und verlor sich eben aus den Zimmern in eine Menge von Dienern, als seine Schulter an die Wharton's anstreifte. Ihre Augen begegneten sich. Louis ergriff die Hand seines Freundes, Wharton's leuchtendes Lächeln umspielte seinen Mund, während er flüsterte:

„Sokrates oder Alcibiades? wie, Montemar?"

Louis antwortete nicht; denn in diesem Augenblicke begegnete er dem Blicke Orendayn's. Derselbe verneigte sich höflich, sowohl gegen ihn als gegen den Herzog, und ging weiter. Wharton und Louis hatten ihre Hände losgelassen, so bald sie seinem Auge begegneten, und der Herzog wendete sich wieder in den Cirkel der Gesellschaft.

Louis war jedoch überzeugt, daß er beobachtet

worden; ob aber auf boshafte oder auf gleichgültige Weise, darüber dachte er weiter nicht nach. Ueberhaupt verkehrten Leute aller Parteien so ohne allen Unterschied in dieser elysischen Gesellschaft, wo Nichts bezweckt zu werden schien als der freie Genuß von Allem, was für das menschliche Gemüth angenehm ist, daß er in diesem einfachen Umstande, im Gespräche mit dem Herzoge gesehen worden zu sein, Nichts sah, was ihm Grund zu Befürchtungen gegeben hätte. Die Schlüsse, welche Orendayn's Unwissenheit oder Böswilligkeit daraus zog, konnten unmöglich von Wichtigkeit sein; denn die meisten spanischen Granden in Ripperda's Gefolge conversirten offen mit Wharton, und Orendayn war, obschon Edelmann, doch als ein verächtlicher, doppelzüngiger Charakter bekannt, auf dessen Zuflüsterungen gewiß Niemand achtete.

Auf diese Weise fuhr Louis fort, die Zeit zu verschwenden, die ihm einst so kostbar war. Sobald er seinen amtlichen Pflichten genügt hatte, sah ihn seine Wohnung nicht eher wieder, als bis die Wiederkehr dieser Pflichten ihn zurückrief oder die Stunde der Ruhe ihn auf sein Lager führte. Eine Stunde an jedem Vormittage verbrachte er in den Altheim'schen Gemächern, wo die Kaiserin ihm oft, und zwar

mit unveränderter Huld begegnete und Otteline ihn mit eben so unwandelbarem Lächeln empfing.

Die magische Maske der Falschheit und List ist aber dennoch für den sich täglich wiederholenden Blick eines scharfen Auges nicht undurchdringlich. Trotz ihrer Wachsamkeit ward daher Louis Herr ihres Geheimnisses, und da er sich nun durch die Idee, daß sie ihn liebe, nicht mehr selbst täuschte, so sah er sich in die Nothwendigkeit versetzt, dem kalten, gefühllosen, schleichenden Ehrgeize zum Opfer zu fallen.

Von Ottelinen eilte er dann zur Gräfin von Wardein, zu seinen militairischen Freunden, nach dem Hotel Estrées, in irgend einen Strudel, der ihn sich selbst entriß und ihn die Qual seines Herzens wenigstens vorübergehend vergessen ließ.

Die Kaiserin und Ripperda segelten jetzt auf dem spiegelglatten Meere ungetrübten Erfolges einher. Er hatte sie vermocht, ihm so unbedingtes Vertrauen zu gewähren, daß sie ihren eigenen Einfluß bei dem Kaiser aufbot, um die Belehnung des Infanten Don Carlos mit den Herzogthümern Parma und Piacenza zu beeilen. Kaiser Karl versprach, die officiellen Documente sofort ausfertigen und die Ceremonieen stattfinden zu lassen. Er überreichte dem Herzoge die feierliche Erklärung, in Folge deren

er für sich und seine Nachkommen allen Ansprüchen auf die spanische Krone entsagte, und stellte ihm Verschreibungen aus, durch die er sich in gewissen Terminen zur Abzahlung einer Summe von mehreren Millionen verpflichtete, welche Oesterreich der spanischen Monarchie schuldete.

Eben so unterzeichnete er mehrere neue Zusatzartikel zu dem geheimen Traktate, von welchen einer die Niederlande an Don Carlos als Mitgift für seine erwählte Braut überließ.

Um diese Zeit war es, wo der Cardinal Giovenozzo in einem besondern Auftrage des Papstes von Rom anlangte, um alle noch widerstrebenden Parteien zu versöhnen. Zu diesem Zwecke bestand der erste Schritt, den der Herzog unternahm, darin, daß er die auswärtigen Gesandten und die Tonangeber der verschiedenen Parteien an seiner Tafel versammelte.

Bei einer dieser Gelegenheiten, als der Minister Königs Georg des Ersten von England, der ehrliche „John Finch," Unwohlseins halber nicht erschienen war, traf es sich, daß der Herzog von Ripperda und der Herzog von Wharton an Einem Tische saßen. Wenn es irgend Jemanden auf der Welt gab, den Ripperda absolut haßte, so war es dieser Nebenbuhler seiner Politik, und er haßte ihn, weil er der einzige

Mann war, der ihm auf erfolgreiche Weise mehr als einen Querstrich durch die Rechnung gemacht hatte. Während er aber diesen Haß hegte, wollte er selbst nicht gestehen, daß derselbe sich mit Furcht vor den Talenten mischte, welche er zu verachten vorgab. Deßhalb nahm er auch von dem Herzoge bei Tafel weiter keine Notiz, als daß er ihm eine steife Verbeugung machte, und würde selbst dazu sich nicht verstanden haben, wenn es nicht an der Tafel des Repräsentanten des Hauptes der Christenheit gewesen wäre, wo eine solche wechselseitige Anerkennung allgemeiner Brüderschaft in der katholischen Kirche ein regelmäßiges Ceremoniell war.

Während des Diners machte Wharton einige Bemerkungen in Bezug auf das Gleichgewicht der Macht in Italien. Diese Bemerkungen entlockten Ripperda's Auge zwei oder drei zornige Blitze; da er es aber verschmähete, zu scheinen, als ob er auf irgend Etwas achtete, was der Herzog von Wharton sprach, so fuhr er mit erheuchelter Gleichgültigkeit fort, mit dem russischen Gesandten anzustoßen und sich mit dem Cardinale zu unterhalten, zu dessen rechter Hand er saß.

Wharton erging sich an dem Ende der Tafel, wo er saß, in weiteren Bemerkungen und entwickelte eine Beredsamkeit, welche allmählig Aller Aufmerksam-

keit fesselte. Sogar Giovenozzo beantwortete eine Bemerkung Ripperda's blos mit einer stummen Verbeugung und neigte sich vorwärts, um genau zu hören, was Wharton in Bezug auf die Rechte des Papstes bei Uebertragung einiger der streitigen Souveränitätsrechte Italiens behauptete.

Dieser zeitweilige Triumph des englischen Herzogs über die imposante Gegenwart Ripperda's verletzte diesen auf's Empfindlichste und einen Augenblick lang zeigte er die empfangene Wunde durch die ungestüme Verachtung, mit der er den unwiderstehlichen Sprecher ansah. Der portugiesische Minister, der ihm zunächst saß, machte einige Bemerkungen über die wichtigen Consequenzen, die sich aus Wharton's Argumenten ableiten ließen.

Ripperda entgegnete verächtlich: „Ein Windstoß wird zuweilen irrig für einen Donnerschlag gehalten.“

Wharton erhaschte die Worte und rief mit heiterem, aber bezeichnendem Gelächter, indem er nach der Spitze der Tafel hinaufblickte:

„Jupiter hält Beides in seinen Händen, und je leichter der Streich, desto empfindlicher der Schmerz.“

„Wenn der Donnerkeil gegen Anmaßung geschleudert wird,“ entgegnete Ripperda, „so wühlt er

einen Staub auf, welcher die Verblendung noch blinder macht.“

Wharton lächelte.

„Ich habe durchaus nicht den Ehrgeiz, das ruhmreiche Schlachtopfer sein zu wollen.“

Mit diesen Worten, deren Bedeutung und versteckter Sinn ziemlich leicht zu errathen waren, verneigte er sich gegen den Herzog. Mehrere der Gäste nahmen sich nicht die Mühe, das Lächeln zu unterdrücken, welches jeden Mund umspielte.

Dies war zu viel für Ripperda's Stolz, und indem er von seinem Stuhle auffuhr, wendete er sich entrüstet zu dem Cardinale.

„Wenn Eure Eminenz den Unterschied zwischen dem accreditirten Vertreter des Königs von Spanien und dem schleichenden Emissär eines entthronten, bettelhaften Monarchen verstehen wird, dann wird der Gesandte seiner katholischen Majestät auch wieder da erscheinen können, wo er keiner Beschimpfung ausgesetzt ist.“

Alle Anwesende erhoben sich von ihren Sitzen und Giovenozzo, der von der Gesellschaft nicht der am wenigsten Erschrockene war, ergriff den spanischen Herzog am Arme und begann eine verworrene Entschuldigung hinsichtlich der Aufmerksamkeit, die er

Wharton erwiesen, und versuchte sogar, den englischen Herzog selbst zu entschuldigen.

„Ich bitte Eure Eminenz, sich nicht mit meiner Rechtfertigung zu bemühen!“ rief Wharton, ohne im Mindesten die Fassung zu verlieren. „Ich habe Alles so gemeint, wie ich es sagte, und ich bin dem spanischen Gesandten sehr verbunden, daß er so aufrichtig und öffentlich den Unterschied hervorgehoben hat, welcher in der That zwischen uns besteht! Er ist der Repräsentant eines Königs in der Fülle der Macht, und der Strom fließt breit und gewaltig! Ich bin der bescheidene Emissär des entthronten und bettelhaften Monarchen, aber dennoch ist es mir noch nicht beschieden gewesen, an den Höfen rivalisirender Monarchen den glücklichen Gaberlunzie *) zu spielen oder an der Thür des Herzogs von Ripperda Almosen für meinen Fürsten zu erbetteln.“

Ripperda wendete sich mit flammensprühendem Auge gegen ihn und in diesem Augenblicke für alles Andere als den Ausdruck seines glühenden Hasses unempfindlich rief er:

„Wäre der Herzog von Wharton nicht eben so

*) Gaberlunzie ist die alte Benennung eines wandernden Bettlers in Schottland, als welcher der junge und romantische König Jakob verkleidet zuweilen umherreis'te.

ohnmächtig als eitel, so würde ich mich vielleicht herablassen, zu züchtigen, was mich beleidigt, — aber ich verzeihe, was mir Mitleid einflößt."

„Und ich," entgegnete der Herzog, „bin stolz darauf, ein so erhabenes Beispiel nachzuahmen."

Ripperda schlug fast außer sich vor Wuth mit der Hand heftig an den Griff seines Degens. Wharton drehete sich lächelnd auf dem Absatze herum und richtete eine gleichgültige Frage an den Herzog von Richelieu.

Der Cardinal folgte Ripperda aus dem Zimmer. Die Folgen fürchtend, wenn er den Mann, der das Gleichgewicht der christlichen Mächte in seiner Hand zu halten schien, unbegütigt sein Haus verlassen ließ, zog er den wüthenden Herzog in ein anderes Zimmer und bemühete sich vergebens, seinen Zorn zu beschwichtigen. Er hatte sich von dem Manne reizen lassen, den seine Politik Andere verachten lehrte!

Erbittert über seine eigene Schwäche und in einem Gemüthszustande, den er noch nie zuvor gekannt, denn der Wein, den er getrunken, war ziemlich berauschender Natur, machte er gegen den Cardinal seinem ganzen Grolle gegen den Herzog und ihn selbst in den ungemessensten Ausdrücken Luft. Er sah, daß er das durch seine Uebereilung verlo=

rene Terrain nicht anders wiedergewinnen könnte, als durch eine umfassende und in aller Form erfolgende Abbitte von Wharton, und sagte Giovenozzo, er müsse den englischen Herzog zwingen, diese Satisfaction zu geben, wenn er nicht die Ueberzeugung fassen solle, daß er ihn ausdrücklich deßhalb eingeladen, um die Politik Spaniens in seiner Person beleidigen zu lassen.

Der Cardinal fürchtete Ripperda und schmeichelte sich, daß er Wharton bei seiner Gutmüthigkeit und durch andere Rücksichten bestimmen werde, dem Interesse des päpstlichen Stuhles durch dieses Zugeständniß zu dienen. Als Ripperda, nachdem ihm gemeldet worden, daß sein Wagen bereit sei, sich erhob, um sich zu entfernen, begleitete Giovenozzo ihn bis an den Fuß der Treppe und versprach unbedingt, ihm den nächsten Tag die verlangte Abbitte zu überbringen.

Unglücklicherweise aber machte die Gesellschaft in dem Speisezimmer, weil sie glaubte, Ripperda sei schon seit einiger Zeit fort, sich ebenfalls auf den Weg. In der Vorhalle stieß Wharton wieder auf seinen stolzen Gegner, und zwar in dem Augenblicke, wo unglücklicherweise der Geist der Zwietracht auch ihre Diener angesteckt zu haben schien. Wharton's Wagen und der Ripperda's waren gleichzeitig vor=

gefahren und die Kutscher machten einander das Recht streitig, die Thür zu behaupten. Von Worten kam es zu Peitschenhieben.

„Das ist kein übles Mittel, einen Streit zu entscheiden," rief Wharton, indem er vortrat, um seinem Diener zu befehlen, daß er weichen solle. Ripperda jedoch, welcher noch den frischen Groll im Herzen trug und von des Herzogs raschem Vortreten eine andere Absicht und eine neue Beleidigung vermuthete, rief laut und mit spöttischer Miene:

„Eilen Sie nicht so, Mylord, damit nicht etwa die Peitsche meines Kutschers Ihnen zufällig die Rockschöße streife."

„Wenn dies der Fall wäre," entgegnete Wharton mit einem Blicke, welcher verrieth, daß er die Bemerkung vollkommen verstand, „so würde ich wissen, wo ich mich für diesen Schimpf abzufinden hätte."

Ripperda loderte wieder auf.

„Unverschämter!" rief er.

Wharton, der bei dem ersten Worte seines Gegners seine Schritte gehemmt hatte, neigte sich jetzt zu ihm und flüsterte:

„Der Löwe kann gereizt werden, bis er die Geduld verliert! Ist es für den Vater Louis' von

Montemar wohl möglich, mit dem Herzoge von Wharton zu weit zu gehen!“

Diese Nachgiebigkeit erschien dem Herzoge von Ripperda als der Gipfelpunkt persönlicher Beleidigung, und indem er mit wild aufflackernder Wuth zurückfuhr, berührte er den Griff seines Degens und entgegnete in gedämpftem Tone:

„Wenn Sie Ihre Feigheit nicht hinter dem Namen meines Sohnes verstecken, so folgen Sie mir.“

Dies gab dem Streite den Ausschlag, und einen Augenblick später waren die beiden Herzöge durch die Colonnaden der Halle in einem inneren und einsamen Hofe des Gebäudes verschwunden. Nach wenigen Secunden sahen sie sich allein. Ripperda's gezogener Degen blitzte in seiner Hand und er forderte Wharton auf, sich zu vertheidigen. Es war keine Zeit mehr zu fernerer Nachgiebigkeit oder Unterhandlung, Wharton hatte kaum den ersten Stoß seines entschlossenen Gegners parirt, so folgte mit Blitzesschnelle ein zweiter und dritter. Der Schein der Laternen, welche diesen kleinen, einsamen, viereckigen Hof beleuchteten, bezeichnete jede Bewegung der Waffe durch einen Schimmer des blanken Stahls, und Wharton fuhr fort, sich mehr zu vertheidigen als anzugreifen. Das Geräusch nahender Tritte lenkte plötzlich seine Aufmerksamkeit ab, so daß er

nicht genug auf seiner Hut war, und sofort fuhr ihm die Klinge seines Gegners in die Brust und er stürzte nieder. Das Blut spritzte ihm über die Hand hinweg, während er sie unwillkürlich auf die Wunde drückte. Sein stolzer Feind stand wie betäubt von dem Anblicke vor ihm.

„Ich verzeihe Ihnen meinen Tod!“ rief Wharton, „aber ich glaube, Ihr Sohn wird ihn nicht verzeihen. Verblendeter, Ihnen stirbt er in mir!“

Ripperda's Zunge klebte am Gaumen und einen Augenblick später waren der Cardinal und der französische Gesandte zur Stelle. Giovenozzo schloß, sobald er das blutige Schauspiel gewahrte, die Thür und verriegelte sie, um den Eintritt anderweiter Zuschauer zu verhindern.

Richelieu eilte auf den an der Erde liegenden Herzog zu und redete ihn an.

Wharton blickte auf und stammelte:

„Ich nehme Sie zum Zeugen, Richelieu, daß ich den Herzog von Ripperda von aller Schuld freispreche. Er war im Zorne und ich reizte ihn. Mein Tod darf seinem hohen Rufe keinen Schaden bringen.“

Es war dies das erste Mal, wo Ripperda's stolzes Bewußtsein consequenter Größe jemals vor dem Auge eines Menschen zurückbebte. Er konnte

die seltsame Demüthigung nicht ertragen und in rauhem, übermüthigem Tone rief er:

„Meine Ehre bedarf keines Schutzes; ich weiß, daß ich mich übereilt habe. Die Welt möge es aber wissen wie es ist; ich habe Nichts gethan, was ich nicht bereit wäre, zu vertheidigen."

Wharton richtete sich auf einen Arm empor, um zu antworten, aber die Anstrengung machte ihn ohnmächtig und er sank wieder zurück. Der Cardinal bat, mit Angst an den Bericht denkend, den er dem Papste über diesen entsetzlichen Vorfall unter seinem geheiligten Dache zu erstatten hatte, seinen unversöhnlichen Gast flehentlich, in die Kapelle zu gehen. Dieselbe befand sich gleich auf der andern Seite des Hofes und er bat den Herzog von Ripperda, ihn dort zu erwarten, bis der französische Gesandte und er den besinnungslosen Wharton an einen Ort gebracht hätten, wo sein Zustand genauer untersucht werden könnte.

Ripperda fügte sich schweigend und Giovenozzo wickelte seinen Scharlachmantel um Wharton's blutenden Körper und trug ihn mit Richelieu hinter der Kapelle hinweg in eine der Bußzellen. Seine Eminenz verstand sich, weil er früher dem Orden der barmherzigen Brüder angehört, auf Chirurgie und nachdem er die Wunde des Herzogs in so weit ver=

bunden, daß er ihn auf einige Augenblicke ohne Gefahr verlassen konnte, obschon er immer noch ohne Besinnung war, kam er mit Richelieu wieder heraus. Letzterer gab ihm sein Ehrenwort, daß, wenn Ripperda bewogen werden könnte, unverbrüchliches Schweigen über diesen entsetzlichen Vorfall zu bewahren, durch ihn das Geheimniß ebenfalls niemals verrathen werden sollte, möchte Wharton nun am Leben bleiben oder sterben.

Richelieu hatte, indem er dieses Versprechen gab, seine eigenen Absichten und begab sich jetzt in die Vorhalle zurück, um dort den argwöhnischen Vermuthungen entgegenzutreten, in denen man sich vielleicht erging. Die Gäste, welche noch hier zurückgeblieben waren, um den Ausgang des Streites zu erfahren, hörten ihm zu, als er erzählte, er und der Cardinal seien eben zur rechten Zeit hinzugekommen, um sich wegen ihres Eifers selbst auszulachen, denn Wharton habe dem Herzoge eine heitere Erklärung über seine unzeitigen Witzeleien gegeben und die Schuld dem feurigen Falernerweine des Cardinals beigemessen, während Ripperda mit der Würde eines großen Geistes diese Entschuldigung angenommen habe, so daß also weiter Nichts darüber zu sprechen sei.

Alle thaten, als ob sie diesen Angaben glaubten,

denn das Ehrenwort eines Gesandten durfte niemals streitig gemacht werden. Indessen aber zeigten sich doch auf Richelieu's Spitzenmanschetten einige Blutflecken, welche blos von Graf Rautenberg bemerkt wurden und ihm eine andere Geschichte erzählten, so daß er sich bewogen sah, einige Minuten hinter den Andern zurückzubleiben. Als sich Niemand weiter als er und der französische Minister noch in der Vorhalle befand, sagte er Nichts, zeigte aber bedeutsam auf die Manschetten und das Ordensband des Gesandten. Richelieu stotterte eine augenblicklich ersonnene Entschuldigung hervor, Rautenberg aber, welcher Präsident des kaiserlichen Staatsrathes war, flüsterte dem Gesandten Etwas in's Ohr. Sie lächelten Beide, schüttelten die Hände und schieden.

Als Ripperda in seinen Palast zurückkehrte, trrat er in das Zimmer, wo sein Sohn beschäftigt war, einige ausführliche Berichte an die spanische Regierung zu concipiren.

Louis war so eben damit fertig und überreichte sie seinem Vater. Indem er dies that, sah er die Gestalt und das Gesicht, welches noch vor wenig Stunden ihn stolz und heiter verlassen, jetzt gebeugt, bleich und verstört. Mit Ueberraschung betrachtete er diese Veränderung, während Ripperda mit stierem Auge die Depesche zu lesen schien.

„Es ist gut so," sagte er, indem er sie wieder auf den Tisch legte. Dann ergriff er mechanisch einen der Leuchter und drehte sich herum, um sich auf sein Zimmer zu begeben. Louis war nicht im Stande, länger zu schweigen.

„Du bist krank, mein Vater, oder irgend etwas Furchtbares hat sich ereignet."

„Was soll sich denn Furchtbares ereignet haben?" entgegnete Ripperda, indem er an der Thür stehen blieb und seinen Sohn ansah.

„Ich kann es nicht errathen," entgegnete Louis, „aber Dein Aussehen, mein Vater, ist nicht so, wie da Du mich verließest."

„Wie oft habe ich Dir schon gesagt, Montemar," entgegnete der Herzog, „daß Du niemals aus der Miene eines Staatsmannes Schlüsse ziehen sollst. Ich komme aus der Gesellschaft vieler Gesichter und Du darfst Dich daher nicht wundern, wenn sich das meine durch die Berührung verändert hat. Ich bin wohl; damit begnüge Dich."

Mit diesen Worten entfernte sich der Herzog.

Sechstes Kapitel.

Ein Alarm.

Am Morgen wußte man überall, was an der Tafel des Cardinals geschehen war. Was in der Vorhalle vorgegangen, ward nur oberflächlich erwähnt, denn man hatte die dort gefallenen Aeußerungen nicht ordentlich verstanden, doch raunte man sich zu, daß trotzdem, daß Giovenozzo's Vermittelung eine anscheinende Aussöhnung zur Folge gehabt, doch noch ernste Folgen zu fürchten ständen.

Als der Herzog von Ripperda am nächsten Tage in das Zimmer seines Sohnes trat, bemerkte er an dessen Blässe und abgewendeten Augen, daß er Etwas von dem Zwiste an der Tafel des päpstlichen Gesandten gehört. Ohne weitere Umschweife fragte der Herzog kurz, was ihm von Wharton's Benehmen am vorigen Abende erzählt worden. Louis' Nachrichtgeber hatte

die Geschichte auf für seinen Vater schmeichelhafte Weise darzustellen gewußt und der Sohn daher Nichts gehört als von der Insolenz und den Hohnreden des englischen Herzogs und dem edlen Benehmen Ripperda's. Das Blut, welches seinen Freund in seinem Herzen anklagte, stieg ihm in's Gesicht, als er wiedererzählte, was ihm gesagt worden.

„Und wie," entgegnete Ripperda, „gedenkst Du gegen den Mann zu handeln, der Deinen Vater auf diese Weise reizen, verspotten und beleidigen konnte?"

„Obschon er mir zwei Mal das Leben rettete," entgegnete Louis, „so hat er mich doch nun in einem edleren Theile verwundet. Ich werde ihn stets als einen Fremdling betrachten."

Ripperda schüttelte den Kopf und legte die Hand auf den Arm seines Sohnes.

„Und wie würde wohl Deine Entscheidung lauten, wenn ich die Beschuldigung umkehrte?"

Louis betrachtete verwundert die aufgeregte Miene seines Vaters. „Die menschliche Natur ist schwach, Louis," rief er. „Nach dreißigjähriger unverbrüchlicher Selbstbeherrschung —"

Ripperda stockte. Es war ein Anerkenntniß, welches seine Großmuth, wie er glaubte, ihn zu machen aufforderte, aber in der Bitterkeit seiner Kränkung stieß er seinen Sohn von sich und rief:

„Wie muß ich den Mann hassen, der meine Leidenschaften entfesselte und, wenn auch nur auf einen verzweifelten Augenblick, mich zu ihrem Schlachtopfer und seinem Spielzeuge machte!“

Louis schwieg vor Erstaunen über Worte, von denen er gehofft, daß sie mit einer Freisprechung seines Freundes enden würden. Dieses angenehme Gefühl ward aber sehr bald durch diesen furchtbaren Zornesausbruch seines Vaters wieder erstickt und er sah wieder jenen schrecklichen Augenblick vor sich, wo der Sieur Ignatius nach seinem Dolche gegriffen. Ohne ein Wort zu sprechen, oder seinen Vater anzusehen, stand er in banger Erwartung Dessen da, was weiter folgen würde.

Nach einer Pause von einigen Minuten wendete Ripperda sich mit verzweifelter Ruhe wieder zu seinem Sohne.

„Glaube nicht den niedrigen Schmeichlern, welche Dir vielleicht sagen, daß Wharton allein der Angreifer gewesen sei. Wir trafen uns wie wüthende Stiere, und wund're Dich daher nicht, daß wir einander sofort die Hörner in den Leib stießen! Achte ihn noch, denn er ist ein edler Feind, ich bin aber der seine auf immerdar.“

Louis warf sich seinem Vater zu Füßen.

„Mein Vater, o daß die sichtbaren Bitten meines

Herzens, daß mein Lebensblut Dich bewegen könnte, ihn als einen Freund zu betrachten!“

Es giebt Herzen, die niemals nachgeben können, wenn sie beleidigt haben. Ripperda's Herz war aus diesem spröden Metalle geformt, und indem er auf seinen knieenden Sohn herabschauete, rief er:

„Unmöglich! Zwischen uns ist Das vorgegangen, was unsere Feindschaft ewig machen muß. Wie Du in der Sache handeln willst, stelle ich Dir anheim. Ich hoffe aber zuversichtlich von Dir, daß Du die Ehre Deines Vaters nicht dadurch compromittiren wirst, daß Du offenen Umgang mit seinem erklärtesten Feinde pflegst.“

Louis drückte die Hand seines Vaters an seine Lippen, die Hand, welche kaum von Wharton's Blute rein gewaschen war. Davon aber wußte der Sohn Nichts, und der Herzog befahl ihm in sanfterem Tone, aufzustehen.

„Du wirst nicht sobald aufgefordert werden, zwischen Deinem Vater und Deinem Freunde die Rolle jenes Römers zu spielen!“ fuhr er fort. „Ich sprach heute Morgen den Cardinal Giovenozzo und er sagte mir, daß Wharton verschwunden sei.“

Diese Mittheilung war Balsam für Louis, denn sie schien eine friedliche Beilegung eines so drohenden Zwistes zu verheißen. Daß sein Freund sich ent-

fernt hatte, schien ein Unterpfand seiner friedlichen Wünsche zu sein, und mit heiterem Antlitz erhob Louis sich. Ripperda sagte Nichts weiter und sein Sohn blieb seinen Betrachtungen überlassen. Die Einzelnheiten, die er später über den Streit hörte, waren so verworren und so widersprechend, daß er sich keinen sichern Maßstab bilden konnte, wer am meisten zu tadeln sei.

Giovenozzo brachte endlich jedoch alle diese Hin- und Herredereien dadurch zum Schweigen, daß er erklärte, er werde jede fernere Besprechung eines unter seinem Dache stattgehabten Vorfalles als eine unberufene Einmischung in seine Verantwortlichkeit betrachten. Er erklärte, daß weder der Herzog von Ripperda, noch der Herzog von Wharton in Uebereinstimmung mit ihrer Würde anders hätten handeln können, als es geschehen, und gab Louis zu verstehen, daß eine dritte Person, die er nicht nennen könne, die Ursache eines Zwistes gewesen, welcher auf eine Weise geendet, die seinem Vater nur zur Ehre gereichen könne. Hierauf deutete der Cardinal noch an, daß Wharton verschwunden sei, um wahrscheinlich irgend eine geheime Mission auszuführen — vielleicht um die italienische Belehnung zu umgehen, oder um ein bekanntes Mitglied des englischen

Senats zu den Füßen der Churfürstin von Bayern zu führen.

„Auf diese Weise,“ setzte der lächelnde Kirchenfürst hinzu, „sucht unser politischer Adonis die triumphirende Großmuth seines Nebenbuhlers zu rächen.“

Aus allem Diesem nahm Louis, obschon er nicht so viel erfuhr, was ihn zu einer Anklage seines Feindes berechtigt hätte, doch genug ab, was ihm eine noch höhere Ueberzeugung von der Seelengröße seines Vaters geben mußte, und er glaubte, eine seinem eigenen romantischen Gemüthe verwandte Großmuth habe die wenigen selbstanklagenden Worte veranlaßt, welche Ripperda bei ihrer ersten und zugleich letzten Unterredung über diesen Gegenstand entfallen waren.

Nach dieser Besprechung ward dieselbe niemals wieder aufgenommen, und da die ganze Sache sehr bald in den Hintergrund trat und Niemand mehr davon sprach, so erschien der spanische Gesandte in jedem Cirkel wie gewöhnlich, hell und heiter wie ein wolkenloser Sonnenhimmel.

Die Gunst, in welcher er bei Hofe stand, trat immer deutlicher zu Tage, und obschon die Depeschen, welche die königliche Zustimmung zu Louis' Vermählung bringen sollten, immer noch nicht eingegangen waren, so erwirkte die Kaiserin doch, um zu zeigen, daß sie keinen Zweifel in die Aufrichtigkeit des Vaters

und Sohnes setze, die feierliche Wiedereinsetzung des Letztern als Stellvertreter des Don Carlos in das Lehen der lange streitig gewesenen italienischen Herzogthümer.

Diese wichtige Ceremonie war nicht sobald vorüber, als ein außerordentlicher Courier Ripperda eine Depesche überbrachte, durch welche er in den Cabinetsrath seines Souverains zurückberufen ward. Die verschiedenen Gegenstände des mit dem Cabinet von Wien abgeschlossenen Vertrages hatten die übrigen Königreiche Europa's so alarmirt, daß das Cabinet Tag und Nacht von dem Geschrei dieser auswärtigen Gesandten belagert ward. Grimaldo, der altersschwache und dem neuen System der Politik abgeneigte Premierminister, hatte um seine Entlassung gebeten. Philipp gewährte sie ihm und berief nun Ripperda, damit er den erledigten Sitz einnehme und — dies waren des Königs eigene Worte — die Größe Spaniens vollende. Ihre Majestäten wünschten, daß der Marquis von Montemar als Geschäftsträger zurückbleibe, der Herzog aber sich sofort auf die Reise nach Madrid mache.

Ripperda suchte unter diesen Depeschen noch eine, welche ihm die erwartete Einwilligung in die Vermählung seines Sohnes überbrächte, aber sie war nicht dá, eben so wenig als irgend eine Notiz, daß

man von dem betreffenden Gesuche Kenntniß genommen.

Als er den Boten ausfragte, ob er vielleicht Etwas vergessen, antwortete ihm dieser, daß ein anderer außerordentlicher Courier, nämlich Castanos, schon einige Tage vor ihm abgesendet worden, und er erstaunte nicht wenig, zu hören, daß dieser noch nicht angekommen sei, denn er wußte, daß er Depeschen von hoher Wichtigkeit zu überbringen gehabt. Die Täuschung, welche die Kaiserin durch dieses abermalige Hinausschieben der Vermählung ihrer Favoritin empfand, trat eine Zeit lang in den Hintergrund vor ihrer Trauer über die Abberufung ihres Freundes.

Louis konnte nur an den glorreichen Ruf denken, der an seinen Vater ergangen, um das Glück seines Landes seinem Gipfel entgegenzuführen, und als mitten in den Vorbereitungen des Herzogs zur Abreise der ausgebliebene Courier endlich ankam, verwendete der zärtliche Sohn kaum einen einzigen Gedanken auf seine abermals verlängerte Frist, denn Castanos brachte gar keine Depeschen, sondern war mit Beulen bedeckt und hinkend in Wien eingetroffen.

Castanos erzählte dem Herzoge, daß er in den kärnthischen Gebirgen von einer Bande Bewaffneter

überfallen worden, welche ihn geschlagen, ausgeplündert und für todt liegen gelassen hatten. Ein armer Hirt fand ihn und nahm ihn mit in seine Hütte, von wo er, nachdem er hinreichend wieder zu Kräften gekommen, um seine Reise fortzusetzen, jetzt kam, um seinem Herrn zu melden, daß er die Depeschen und mit denselben zugleich ein Kästchen mit Juwelen, vom Infanten Don Carlos für die Erzherzogin bestimmt, eingebüßt habe. Die Beulen, welche Castanos' Körper bedeckten, gaben Zeugniß von der Wahrheit seiner Erzählung, und die Kaiserin und ihre Favoritin mußten sich darein fügen, nun einen Courier von Ripperda selbst abzuwarten, wenn dieser wieder in Spanien eingetroffen sein würde.

Am dritten Tage nach dem Eingange der Abberufung nahm Ripperda amtlich Abschied und präsentirte seinen Sohn als seinen Stellvertreter und Nachfolger. Der Kaiser verlieh dem Herzoge den Orden des goldenen Bließes und die Kaiserin schenkte ihm ihr Bildniß in Brillanten gefaßt. Als der Hof aufbrach, bat sie den Herzog, ihr zu folgen, um den Abschiedsgruß ihrer Tochter zu empfangen.

Louis wartete im Vorzimmer, während sein Vater in das Zimmer trat, wo die immer noch kränkliche Prinzessin an der Seite der Gräfin von Altheim auf einem Sopha saß. Louis sah die liebliche Gruppe

durch die Draperieen der offenen Thür hindurch. Die Prinzessin war bleich und hager, und schien, obschon prachtvoll gekleidet, doch nur mit Mühe ihr Lager verlassen zu haben. Als Ripperda sich ihr näherte, stieg eine leise Röthe auf ihre Wange.

„Der Herzog," sagte die Kaiserin, „kommt, liebes Kind, um Deine Befehle an den Infanten Don Carlos zu vernehmen und aus Deinen Händen das Bildniß seiner künftigen Gemahlin zu empfangen."

„Wo ist es?" sagte die Prinzessin, indem sie sich hastig nach Ottelinen herumdrehete.

Die Gräfin nahm ein schönes Miniaturportrait aus dem Etui, welches neben ihr auf dem Sopha lag, und überreichte es ihrer jungen Zöglingin. Maria Theresia nahm es in die Hand und betrachtete es mit mattem Lächeln.

„Es ist sehr schön," sagte sie. „Meinen Sie nicht auch, Herr Herzog?" setzte sie hinzu, indem sie es Ripperda überreichte, der es mit einer Kniebeugung empfing. „Sagen Sie aber dem spanischen Prinzen, daß ich noch viel schöner sein werde, ehe er es ansihet."

Und dann schlug sie die Augen nieder und saß vollkommen still und schweigend da.

„Was meint mein liebes Kind mit dieser seltsamen Botschaft?" fragte die Kaiserin.

Die Prinzessin antwortete nicht, sondern seufzte blos und schauete sich unruhig um. Die Kaiserin wiederholte die Frage und verlangte zugleich zu wissen, ob sie dem Prinzen noch etwas Anderes zu schicken wünsche, weil sie sich so suchend umschauete.

„O nein," entgegnete die Prinzessin, indem sie den Kopf schüttelte und vom Sopha aufstand, „ich wünsche blos dem Herzoge von Ripperda diesen Rosenkranz zu geben, für sich — für sich allein," rief sie, und indem sie ihre schönen Hände faltete, während sie das Geschenk in die seinen fallen ließ, drehete sie sich mit glühender Wange schnell herum und eilte zitternd aus dem Zimmer.

In dem Moment, wo sie zuletzt die Augen erhob, hatte sie Louis erblickt, während derselbe in einer fernen Ecke des andern Zimmers stand und mit mitleidigem Auge das stillergebene Wesen betrachtete, welches eben so wie er dem Ehrgeize Anderer geopfert werden sollte. In unverkennbarer Gemüthsbewegung legte Elisabeth ihre Hand auf Ripperda's Arm und zog sich mit ihm in ihr Closet zurück, während Otteline auf seinen Sohn zuschritt.

Louis' Seele war erfüllt von Sympathie für die interessante Maria Theresia, deren wehmüthige Botschaft an Don Carlos er recht wohl zu deuten wußte, und sein Mitleid mit einer solchen Sclaverei,

die sich auch auf ihn selbst erstreckte, machte ihn zu einem nicht sehr unterhaltenden Gesellschafter für seine eigene zukünftige Gattin. Er hätte über das Schicksal der sanften, bleichen Theresia Thränen vergießen können, während die blühende Wange und das rosige Lächeln Ottelinens ihn anwiderten. Deßhalb stand er traurig und in Gedanken versunken da, nachdem er sie höflich begrüßt.

Die Gräfin hatte es gerathen gefunden, ihren Geliebten diesen Anwandlungen von trüber Laune nicht entreißen zu wollen. Während sie aber die Gefühle ihres stolzen Gemüths unterdrückte, sagte sie oft bei sich selbst: „Verächtlicher Tyrann! Meine Stunde wird kommen! Dann sollst Du fühlen, was Du gethan hast, indem Du die Sclavin mit Füßen tratest, welche nur einige magische Worte abwartet, um Deine Herrscherin zu sein!"

Während dieses ganzen noch übrigen Tages wimmelte es in Ripperda's Hotel von Ministern, auswärtigen Gesandten und einer Menge anderer Personen. Es war bereits Mitternacht, als die letzte dieser Gruppen sich entfernte, in deren Mitte Louis seinen Vater wie eine herrschende Gottheit gesehen. Er schien der Schiedsrichter Europa's zu sein, als ob die Monarchen eines jeden Reiches in der Person ihrer Abgesandten vor ihm stünden, um von seinen

Lippen ihr Wohl oder ihr Wehe zu vernehmen. Gegen Alle war er eben so gnädig als peremtorisch, und während er die Größe Spaniens behauptete und die Ansprüche dieses Landes auf die verschiedenen Welttheile geltend machte, athmete er Nichts als Frieden und Wohlergehen für die Nationen, welche die Freundschaft Spaniens suchten.

Ripperda legte sich die ganze Nacht nicht zur Ruhe. Er blieb wach bis an den Morgen und instruirte seinen Sohn in Bezug auf die Geschäfte, die er nun allein ihrem Abschlusse entgegenführen sollte. Louis empfing diese Lehren so deutlich, als wie ein Spiegel das Bild des Gesichts zurückwirft, welches hineinschaut. Während aber dieses Bild wieder entflieht, blieben jene Lehren haften und seinem Gemüthe unauslöschlich eingeprägt.

Mit Sonnenaufgange ward gemeldet, daß der Reisewagen bereit stünde.

Ripperda erhob sich.

Louis stand ebenfalls auf — mit einer Gemüthsbewegung, für die er keine Worte zu finden vermochte.

„Ich habe von Allem gesprochen, was sich auf Deine amtlichen Pflichten bezieht," hob der Herzog wieder an. „Ich wünschte, Deine persönlichen Angelegenheiten wären einen eben so guten Erfolg ver-

heißend. Bei meiner letzten Unterredung mit der Kaiserin aber sah ich mich genöthigt, ihr — und zwar ohne jeden Hintergedanken — zu versichern, daß ich der Königin von Spanien nicht erlauben wolle, in Bezug auf Deine Vermählung mit der Favoritin noch fernere Verzögerungen herbeizuführen. Doch sei gutes Muthes und bringe dieses Opfer so freudig als möglich. Glaube, daß Du, indem Du Ottelinen Deinen Namen giebst, einen Act der Selbstaufopferung vollziehest, der für die Interessen Deines Landes von einer Bedeutung ist, über die ich mich jetzt nicht weiter aussprechen kann. Bestimmt aber kann ich Dir versichern, daß das Opfer des Preises würdig ist. Eben so wie Dein Vater, mein Sohn, mußt Du der Tugend allein leben; Du mußt für die Menschheit, für künftige Jahrhunderte arbeiten! Thue dies, und alle alltäglichen Angelegenheiten zerfließen vor diesem unvergänglichen Glanze und Ruhme in Nichts."

Louis warf sich seinem Vater an die Brust.

„Noch einmal," rief er mit dem Ausbruche kindlicher Liebe, „noch einmal drücke mich an dieses Herz, welches mich zu dieser Tugend begeistert. O mein Vater, möge ich Dir ähnlich werden, dann werden alle geringeren Freuden in meinen Augen keinen Werth haben!"

Der Herzog drückte ihn fest an sich. Louis' Wange war naß von Thränen, aber auch seine eigenen flossen, und er wußte daher nicht, ob auch die seines Vaters sich damit gemischt hätten. Ripperda machte sich sanft von ihm los. Louis faltete die Hände, während er auf die Kniee sank.

„Segne mich, mein Vater," rief er. „Segne mich, ehe Du mich dieser gefährlichen Welt preisgiebst!"

Der Herzog schwieg und blickte einige Secunden auf das gebeugte Haupt seines Sohnes.

„Gott segne Dich, Louis," sagte er. „Sei standhaft und vertraue auf Dich selbst!"

Louis hörte in der gewaltigen Bewegung seines Herzens diese letztern Worte kaum. Er drückte den Saum von dem Gewande seines Vaters an die Lippen, und es entglitt seinen Händen, als der Herzog sich entfernte und durch die Thür verschwand.

Siebentes Kapitel.

Die kärnthischen Gebirge und die Apenninen.

Ripperda war fort. Ein Tag nach dem andern verging, und man fuhr fort, im Geheimen die prachtvollsten Anstalten zur Verlobung der Erzherzogin Maria Theresia und zur Vermählung Ottelinens zu treffen; die Kaiserin aber sollte immer noch ungeduldig die Stunden zählen, bis die formelle Zustimmung zu der letztern Feierlichkeit eintraf.

Mittlerweile erwarb Louis sich durch die Führung der ihm anvertrauten, oft sehr verwickelten Geschäfte die allgemeine Gunst der Minister, mit welchen er conferirte, sowohl der der österreichischen Regierung als auch der auswärtigen, und alle stimmten dahin überein, daß sie erklärten, seine Talente und seine Redlichkeit würden ihm, auch wenn er der Sohn

des ärmsten und unbekanntesten Mannes gewesen wäre, allen Ehren entgegengeführt haben, mit welchen er jetzt als Sohn des Herzogs von Ripperda überhäuft ward.

Rautenberg, der österreichische Premierminister, erwies ihm ganz besonderes Vertrauen. Er lud ihn in sein Haus ein, und Louis war eines Abends bei ihm, als ein Briefpacket von seinem Vater eintraf. Louis kehrte damit nach Hause zurück, um es zu öffnen. Als er das Siegel erbrach, fand er in dem Packet dieselben Depeschen nebst den Juwelen, welche Castanos durch Räuberhände abgenommen worden. Der Herzog begleitete die Sendung mit einigen Zeilen, aus einem Posthause in Kärnthen datirt, in denen er schrieb, daß er diese Sachen auf sehr außerordentliche Weise wieder erlangt. In seinen ersten Briefen aus Spanien werde er die Sache ausführlich erzählen, jetzt jedoch wolle er keine Zeit verlieren, die Sachen unter der sichern Obhut Martini's und eines handfesten Begleiters nach Wien zu befördern.

Spätere Rücksichten bewogen Ripperda, dieses Abenteuer zu verschweigen. Es verhielt sich aber in kurzen Worten damit folgender Maßen:

Gleich nachdem die spanische Suite die durch Kärnthen führende Gebirgsstraße betreten hatte und Ripperda im Walde von Klagenfurt in einem einsa-

men Posthause einkehrte, folgte ihm der Wirth des Hauses in das auf Bestellung seines Reisecouriers für ihn bereit gehaltene Zimmer. Der Wirth sagte ihm, daß ein Mann in seltsamer ausländischer Tracht, aber von stattlicher Miene und Haltung, schon seit mehrern Stunden in einem obern Zimmer auf den spanischen Gesandten warte und jetzt in einer wichtigen Angelegenheit einige Minuten mit ihm zu sprechen wünsche, doch müsse es in einem Zimmer ohne Licht geschehen.

Ripperda sagte, es sei nicht seine Gewohnheit, Fremde vorzulassen, am allerwenigsten sich von ihnen Vorschriften machen zu lassen.

Nach wenigen Minuten kam der Wirth des Hauses mit einem geladenen Pistol zurück, welches er Ripperda mit der Meldung überreichte, der Mann, der dies sende, sei an willkürliche Vorschriften eben so wenig gewöhnt, als der Herzog von Ripperda. Er habe ihm wichtige Dinge mitzutheilen. Wolle der Herzog sie nicht unter den vorgeschlagenen Bedingungen anhören, so habe es Nichts zu sagen und er werde sie dann für sich behalten; wenn aber der Herzog sich noch anders besänne, so müsse er nothwendig die Mittheilung in gänzlicher Finsterniß zugestehen. Fürchte er persönliche Gefahr, so stehe es ihm vollkommen frei, während der Unterredung den

blanken Degen oder dieses geladene Pistol zur Hand zu nehmen.

In der Kühnheit dieser Forderung und der Uebersendung des Pistols lag Etwas, was Ripperda's Neugier rege machte. Gegen einen Einzelnen konnte er sein Leben recht wohl selbst vertheidigen, und bekam er es mit Mehrern zu thun, so stand ihm ja ein zahlreiches Gefolge zur Verfügung.

Ohne weiter zu zögern, befahl er daher dem Wirthe, das Pistol dem Manne zurückzugeben, der es ihm eingehändigt, dann die Lampe aus dem Zimmer zu entfernen und den Fremden einzuführen.

Als die Thür sich wieder öffnete, trat ein Mann ein, dessen Umrisse der Herzog ein wenig in dem Lichtscheine des äußeren Zimmers sehen konnte. Der Mann war lang und schien eine militairische Uniform zu tragen, denn eine schwere eiserne Säbelscheide schlug bei seinem Eintreten an das Thürgewänd an; dabei aber schien er zugleich in einen großen Mantel gehüllt zu sein, und die dunkeln Federn seiner Kopfbedeckung streiften oben an den Thürbogen.

Die Thür schloß sich unmittelbar hinter ihm, und die Beiden waren nun in gänzlicher Finsterniß.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ fragte Ripperda in vornehmem Tone.

„Ich wünsche dem stolzesten Manne der Chri=

stenheit einen Dienst zu leisten," entgegnete eine rauhe, heisere Stimme. „Vor zehn Tagen ward Ihr Courier in diesen Gebirgen angehalten und seiner Reisetasche beraubt. In derselben befand sich ein verschlossenes Kästchen und ein versiegelter Briefbeutel. Die Sachen fielen mir in die Hände und ich gebe sie Ihnen zurück."

„Wackerer Unbekannter," entgegnete Ripperda, „wer Sie auch sein mögen, so empfangen Sie meinen Dank. Bezeichnen Sie mir nur den Weg, und der stolzeste Mann der Christenheit wird sich noch stolzer fühlen, wenn ihm vergönnt ist, einen solchen Dienst zu belohnen."

„Ich bezweifle es nicht," entgegnete der Unbekannte, „aber die Dankbarkeit der Menschen ist nicht mein Geschmack. Wäre sie es, so müßte ich in dieser Generation verhungern."

„Erproben Sie den Mann, dem Sie so eben einen wichtigen Dienst geleistet. Ihren Worten nach möchte ich vermuthen, daß Sie schlimme Erfahrungen gemacht haben. Lassen Sie mich Ihnen eine andere Meinung von der Menschheit beibringen. Ich liebe einen wackeren Geist und würde lohnende Beschäftigung für ihn finden."

Der Fremde lachte verächtlich.

„Mein Erbtheil ist das Erbtheil Esau's, und

daß ich es männlich und muthig angewendet habe, beweis't diese Waffe!" rief er, indem er mit der Hand auf den Griff seines Säbels schlug und ihn auf dem steinernen Fußboden rasseln ließ; „das beweis't dieser Beutel voll politischer Depeschen und dieses Kästchen mit Juwelen, die ich verschmähe und die der Herzog von Ripperda jetzt als Geschenk eines Geächteten und eines Feindes in der Hand hält."

„Sie sind ein Mann ohne Furcht," entgegnete der Herzog, „und haben bewiesen, daß Sie auch ein Ehrenmann sind. Sie kennen meine Macht. Nennen Sie das Land, welches Sie verbannt hat, und ich will Ihre Begnadigung auswirken. Nennen Sie den Preis, für welchen ich Sie zu meinem Freunde machen kann, und ich will ihn bezahlen."

„Ripperda," entgegnete der Fremde, „ich hinterlasse Etwas, was Ihnen Aufschluß geben wird, wo Sie den Eigenthümer finden können. Wenn Sie einen klugen Gebrauch davon machen, so kann es die Löwenhaut des Herkules sein; verschmähen Sie es, so wäre das Hemd des Nessus ein kühles Gewand dagegen! — Leben Sie wohl."

Ehe Ripperda Etwas hierauf entgegnen konnte, hatte der Fremde wieder die Thür geöffnet und war verschwunden wie ein Schatten.

Der Herzog rief sogleich nach Licht und der Wirth brachte es.

Als Ripperda allein war, untersuchte er das Behältniß, welches der Unbekannte ihm übergeben. Er lös'te die Siegel des Briefbeutels, in welchem der Schlüssel zu dem Juwelenkästchen enthalten war, und vermißte, als er den Inhalt beider durchsah, nicht einen einzigen von den Juwelen, über welche ein genaues Verzeichniß sich mit unter den Depeschen befand.

Die Juwelen waren ein prachtvolles Geschenk von Don Carlos an die Erzherzogin, und beigefügt war ein Halsband der Königin für die Gräfin Otteline von Altheim. Dagegen befand sich unter den sämmtlichen Papieren keine Spur von der erwarteten Einwilligung zur Vermählung des Marquis von Montemar. Das Halsband schien ein deutlicher Beweis, daß ihre Majestät nicht die Absicht hatte, diese Einwilligung zu verweigern; so lange dieselbe aber nicht formell ertheilt ward, konnte Ripperda aus eigener Machtvollkommenheit keine weitere Sanction aussprechen. Um jedoch die Kaiserin so schnell als möglich, wenn auch nur von dieser Aussicht auf Isabellens Zustimmung zu unterrichten, verlor er keine Zeit, zwei oder drei der jungen Edelleute zu rufen, welche, Wiens überdrüssig, es vorgezogen

hatten, mit ihm nach Spanien zurückzukehren. Er sagte ihnen, daß er den Depeschenbeutel wahrscheinlich durch die Gefälligkeit eines Banditenanführers zurückerhalten, und daß er die Absicht habe, ihn noch diese Nacht nach Wien zu befördern.

Don Baptista Orendayn, welcher zugegen war, machte sofort den Vorschlag, daß Martini als der zuverlässigste Diener zum Boten ausersehen werde, und Ripperda befolgte diesen Rath, so daß der treue Italiener unter hinreichender selbstgewählter Bedeckung, gerade als der Morgen über den fernen Gebirgen aufdämmerte, den Rückweg nach der österreichischen Hauptstadt antrat.

Ripperda's Wagen wurden zur Fortsetzung seiner Reise in Bereitschaft gesetzt, und da er in dem Futteral, in welchem das Schmuckkästchen sich befand, durchaus keine Notiz über den Fremden selbst gefunden, so fragte er sich, worin wohl die Spur bestehen könne, auf die der Unbekannte in Bezug auf sich selbst hingedeutet, als der Wirth wieder in das Zimmer trat und ein scharlachnes Gewand, welches er auf dem Arme trug, vor den Herzog auf den Tisch legte.

„Gnädiger Herr, der Mann, der vorige Nacht mit Ihnen sprach, hat diesen Mantel in dem Zim-

mer zurückgelassen, wo er auf Sie wartete, und mir befohlen, ihn heute Morgen Ihnen zuzustellen.“

Ripperda sah einen prachtvollen, hier und da mit dunkelrothen Stellen bedeckten Mantel. Er nickte mit dem Kopfe und der Wirth entfernte sich. Ripperda nahm den Mantel hierauf von dem Tische, in der Meinung, es werde ein Name oder sonst eine Notiz daran geheftet zu sehen sein; als er aber die weiten Falten aus einander schüttelte, fuhr er zusammen. Auf dem Mantel waren die Schlüssel des heiligen Petrus aufgenäht und die Schulter zeigte das eingestickte Wappen Giovenozzo's. Dieses Gewand hatte er schon gesehen. Es war mit dem Blute des Herzogs von Wharton befleckt. Ripperda warf es von sich.

„Verfluchter Wharton!“ rief er und glaubte nun in der verstellten Stimme des Unbekannten eine Aehnlichkeit mit der des Herzogs bemerkt zu haben, „diese Beleidigung soll nicht ungerochen bleiben. Weder Schmeicheleien noch Drohungen sollen mich bewegen, mit Dir, meinem verhaßtesten, unverschämt triumphirenden Feinde, Frieden zu schließen. Wir haben schon einmal unsere Klingen gemessen“ — sein Auge fiel auf den blutbefleckten Mantel — „wenn wir uns das nächste Mal gegenüberstehen, werde ich einen sicherern Stoß zu führen wissen.“

Wharton's Vorzüge des Körpers und Geistes so wie sein Talent für Politik bildeten zusammengenommen den einzigen Charakter, welcher jemals dem seines stolzen Nebenbuhlers an die Seite hatte gestellt werden können. Er war der Einzige, welcher jemals Ripperda's Pläne durch geheime Machinationen vereitelt. Er hatte ihn fühlen lassen, daß es einen Mann gab, der es ihm gleichthun, ja, der ihn vielleicht noch überbieten konnte. Er hatte entdeckt, daß der Stolz des Spaniers von den Gebrechen gewöhnlicher Menschen nicht frei war; er hatte ihn zu einer Uebereilung verlockt, die nahe daran war, ihn in den Augen der Welt bloßzustellen.

Auf diese Weise in den Augen irgend eines menschlichen Wesens gedemüthigt worden zu sein, war der Prometheus-Geier für Ripperda's stolzes Herz. Wharton hatte durch die so eben geübte That seinen Triumph erklärt — er hatte sich erdreistet, zu versprechen oder zu drohen, und der Haß seines Feindes ward dadurch bis zu einem Grade gesteigert, der nicht eher vermindert werden konnte, als bis der Gegenstand desselben nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Ein Holzfeuer brannte in dem Kamin. Ripperda warf den Cardinalsmantel darauf und blieb bei dem verglimmenden Gewande stehen, bis Alles zu Asche

verzehrt war. Dann verließ er diesen Schauplatz neuer Kränkungen, und da er fand, daß seine Diener schon seit einiger Zeit zu Pferde gestiegen waren, so sprang er in den Wagen, während alle Leidenschaften, die in dem Hotel Giovenozzo's in ihm getobt, wieder in seiner Seele erwachten.

In der Voraussetzung, daß Wharton durch seine Emissaire dem spanischen Courier habe auflauern lassen, bloß um dadurch Gelegenheit zu bekommen, seinem Nebenbuhler einen prahlerischen Dienst zu leisten, verwendete Ripperda die langen Stunden seiner Reise auf das Aussinnen von Racheplänen, und so nachdenkend, verfolgte er rasch seinen Weg nach dem Sitze seiner Macht.

Er stieß dabei auf keinerlei Unfall oder Hinderniß bis in der Nacht des fünfundzwanzigsten Juli. Die Gipfel der Berge waren durch Gewitterwolken verhüllt und die schwüle Atmosphäre ward nur durch den erstickenden Sirocco bewegt. Seine zahlreichen Begleiter hatten sich, um in Zeiten Schutz und Obdach zu suchen, unter den Felsen zerstreut, welche sich durch die Kette der Apenninen hindurchziehen, die gleichsam das Diadem des Meerbusens von Genua bildet.

Ripperda's Wagen rollte langsam durch einen langen, gewundenen Engpaß zwischen zwei über-

hängenden Felsenwänden. Die häufigen Biegungen der Straße trennten ihn von seinen unmittelbaren Begleitern. Es war die dunkelste Stunde der Nacht, doch immer noch so viel Licht, daß man die Umrisse der Gegenstände erkennen konnte.

Als der Wagen des Herzogs in den Hohlweg hineinfuhr, fühlte er, daß plötzlich Halt gemacht ward, und gleichzeitig vernahm er laute Flüche von seinen Kutschern, gemischt mit Drohworten von fremden Stimmen.

Er ließ die Fenster des Wagens herab, um zu fragen, was es gäbe, und bemerkte nun, daß das wechselseitige Fluchen und Schimpfen von Peitschenhieben begleitet ward, während zugleich die Pferde sich bemühten, die Weiterfahrt zu erzwingen. Im nächsten Augenblicke knallte ein Pistolenschuß, und ein dumpfes Stöhnen bewies, daß die Kugel getroffen. Ripperda sah, als er hinausblickte, seinen vordersten Postillon über den Hals seines Pferdes hinabsinken und den ganzen Wagen von Banditen umringt. Weiter aber sah er Nichts. Die Wagenthür ward aufgerissen, und ehe er ein Pistol aus dem Gürtel ziehen konnte, ward er durch die vereinte Kraft mehrerer Arme von seinem Sitze heruntergezerrt. Nachdem man ihn zur Erde niedergeworfen, warf sich ein Mann von colossaler Gestalt auf das sich sträubende

Schlachtopfer, kniete ihm auf die Brust und hielt ihm kaltblütig und bedächtig ein Pistol dicht vor die Stirn.

Ripperda gelang es mittlerweile, sein eigenes Pistol zu ziehen. Mit der einen Hand schlug er das seines Gegners auf die Seite, so daß es losging, und gleichzeitig schoß er mit der andern Hand dem Banditen eine Kugel durch's Herz.

Der Getroffene taumelte krampfhaft zuckend auf die Seite, stürzte zusammen und war nicht mehr. Seine Kameraden, welche den Tod des Herzogs als gewiß betrachteten, plünderten mittlerweile den Wagen, während Andere sich hinter demselben in den Engpaß postirt hatten, um die Hilfsleistung seiner Diener zu verhindern. Einer der Banditen drehte sich jedoch bei dem doppelten Knalle der Pistolen herum, rief, als er seinen Kameraden todt niedergestreckt sah, seinen übrigen Genossen zu und stürzte mit ihnen auf ihre Beute los.

Der Herzog, welcher sich mittlerweile wieder aufgerafft, beschloß, sein Leben theuer zu verkaufen, zog den Degen, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Felsenwand und wehrte sich, so gut er konnte. Die Kraft seines Armes aber und die Tapferkeit seines Herzens hätte doch nicht lange ihn gegen so viele Angreifer vertheidigen können. Die Banditen in dem Engpasse, welche sahen, daß der Herzog die Stöße

und Hiebe ihrer Kameraden parirte, riefen ihnen zu, es mit Feuerwaffen zu versuchen, und sofort knallten zwei Pistolen.

„Er steht immer noch!“ rief einer der Räuber, „gebt ihm noch eine Salve!“

Es erfolgte auch in der That eine Salve, aber von den Felsen oben, und drei der Banditen stürzten. Die übrigen zogen sich überrascht einige Schritte zurück und in demselben Augenblicke sprangen mehrere Männer von der an dieser Stelle schräg ablaufenden Felsenwand herab neben den Herzog. Der Kampf entbrannte nun mit verzweifelter Heftigkeit. Ripperda blutete aus einer Streifwunde, die ihm eine Pistolenkugel am Kopfe zugefügt, und obschon er seine Vertheidiger mit entschlossenem Muthe unterstützte, so war er doch einer Ohnmacht nahe. Einige seiner neuen Freunde hatten mittlerweile den Engpaß für seine Leute freigemacht, und so wie diese erschienen, griffen die erschrockenen Banditen schnell nach ihren Verwundeten und Todten, warfen sie durch eine Felsenspalte in den Abgrund hinunter und verschwanden sofort hinter einigen Gebüschen, welche am Rande des Engpasses standen.

Die zu so gelegener Zeit erschienenen Retter halfen Ripperda's Dienern die Verwundeten verbinden und den Herzog selbst, der jetzt eben so besin-

nungslos war wie sein lebloser Postillon, in den Wagen setzen.

Da Martini sich, wie schon erzählt worden, auf dem Wege nach Wien befand, so ward ein anderer Diener beauftragt, sich zu dem Herzoge in den Wagen zu setzen und diesem die nöthigen Handreichungen zu leisten. Der Mann fragte ehrerbietig den, welcher der Anführer der herbeigeeilten Retter zu sein schien, welchen Namen er zu nennen habe, wenn sein Herr ihn nach seinem Befreier fragen würde.

„Früher oder später nenne ich ihn vielleicht ihm selbst," entgegnete der Gefragte; „mittlerweile will ich zum Andenken an diesen Vorfall den Degen mit ihm wechseln."

Mit diesen Worten schlug er die Thür des Wagens zu und befahl den zitternden Postillonen, weiter zu fahren. Der Diener bat ihn durch das geöffnete Wagenfenster hindurch flehentlich um ferneren Schutz. Er nickte zustimmend mit dem Kopfe und escortirte mit seinen Begleitern die Wagen sicher durch den Engpaß hindurch, bis die Straße wieder frei ward.

Am Ende des furchtbaren Hohlweges sahen sie den übrigen Theil des Gefolges unter der Anführung von Don Baptista Orendayn von einer andern Seite her nahen.

Bei diesem Anblicke warfen die tapferen Unbekannten ihre Pferde herum, überließen Ripperda seinen Freunden und galoppirten in entgegengesetzter Richtung querfeldein.

Der Herzog hatte sich mittlerweile wieder erholt, obschon er immer noch wie in einem betäubenden Traume befangen war. Sein Arzt war ihm bereits nach Genua vorangereis't, und sobald der Herzog dort ankam, ward seine Wunde gehörig verbunden, und nun erst besann er sich allmählig auf Alles, was vorgefallen war. Nachdem er einen Tag ausgeruht, schien das Abenteuer keine weiteren sichtbaren Wirkungen als die Binde um seinen Kopf zurückgelassen zu haben, und er bedauerte nur, daß seine vorübergehende Besinnungslosigkeit ihn der Gelegenheit beraubt hatte, seinem Retter zu danken.

Er suchte von Orendayn etwas Näheres über sein Aussehen oder sonst zu erfahren, der junge Spanier aber konnte keinen Aufschluß geben, weil er sich während des Ueberfalls in dem Gebirge verirrt hatte. Indessen erzählte er Ripperda, daß, als er sich nach dem Wege erkundigt, einige Ziegenhirten ihm gesagt, daß eine berüchtigte Räuberbande in dieser Gegend hause, und er zweifle nicht, daß sie eben durch diese Bande überfallen worden seien. Er beklagte sich, daß die Dummheit seiner Führer ihn so

weit irre geführt, während sein Gönner in Gefahr schwebte, und indem er erklärte, wie sehr er Die beneide, die so gelegen zur Rettung herbeigeeilt waren, spendete er ihrer Tapferkeit verschwenderische Lobsprüche.

Ripperda freute sich über den Tausch der Degen. Der, welchen sein Retter ihm zurückgelassen, war von einer Art, welche bewies, daß der Besitzer ein Mann von Stande und ein tapferer Kämpfer war. So sonderbar es auch scheinen mag, so hatte der frühere Bürger von Gröningen doch jetzt so viel spanische Vorurtheile, daß es ihm sehr unangenehm gewesen wäre, zu hören, daß sein Degen jetzt an der Seite eines Mannes von nichtadeligem Blute hänge, wenn dieser auch sein Befreier war.

An dem Morgen, wo Ripperda seine Reise weiter fortsetzte, steckte er den Degen des Fremden in seinen Gürtel. Er hatte ihm Ein Mal das Leben gerettet, und wer konnte sagen, in wie vielen Gefahren er ihn noch später vertheidigen würde?

Achtes Kapitel.

Schloß Laxenburg — die Eberjagd.

Der Herzog von Ripperda meldete seinem Sohne eben so wenig Etwas von dem Ueberfalle in den Apenninen, als er seine Neugier in Bezug auf die versprochene Erzählung des Abenteuers in Kärnthen befriedigte. Der erstere Vorfall verschwand aus seinem Gedächtnisse, weil er anscheinend von keinen weiteren Folgen begleitet war, und der andere hing, obschon er in seiner Erinnerung festsaß, doch mit Wharton zusammen, dessen Andenken er so gern für immer aus seinen und anderer Menschen Gedanken vertilgt hätte.

Martini war von seinem Herrn das unverbrüchlichste Schweigen zur Pflicht gemacht worden, und als er sich seines Auftrags entledigt, begab er sich

sofort auf den Rückweg, um den Herzog so schnell als möglich wieder einzuholen. Als Louis die wiedererlangten Depeschen durchsah, fand er darunter ein Programm in Bezug auf die beabsichtigte Verlobung des Infanten Don Carlos mit der Erzherzogin Maria Theresia, bei welcher Ceremonie Louis dem Befehle der Königin zufolge als Stellvertreter des Infanten fungiren sollte.

Louis legte die Papiere auf den Tisch, denn er fühlte, daß diese Aufgabe eine noch härtere sein würde als selbst seine eigene Opferung. Er hatte die Prinzessin in der letzten Zeit bei den meisten der Besuche gesehen, die er ihrer Erzieherin abstattete, und sie war ihm bei diesen Gelegenheiten allemal vorgekommen wie ein unschuldiges Lamm, welches vor dem Messer seines Mörders zurückbebt. War seine Hand dazu ausersehen, ihr dieses Messer in die Brust zu stoßen? Er schauderte.

Am nächsten Morgen traf er sie wieder, und sie schien seinen Widerwillen gegen die ihm zugemuthete That in seinen Zügen zu lesen und ihm dafür zu danken.

Die erwartete Sanction seiner Verbindung mit der Gräfin von Altheim brachte er aber immer noch nicht mit. Er hatte, obschon mit widerstrebender Hand, die ganzen Depeschen nach der Ratification

seines eigenen Verdammungsurtheils durchsucht, dieses aber nicht gefunden.

Die Kaiserin war mit dieser Saumseligkeit der Königin in Bezug auf ihre Einwilligung in die Vermählung des Marquis von Montemar durchaus nicht zufrieden, und zwar um so weniger, als sie es gern gesehen hätte, wenn diese Vermählung sofort hätte vollzogen werden können. Otteline ward nach Braunschweig gerufen, um ihren sterbenden Vater noch einmal zu sehen, und die Kaiserin Elisabeth hätte daher gern Louis zuvor die Ehefesseln anlegen lassen, ehe so viele Meilen die Verlobten von einander trennten.

Der Tag, der von den erlauchten Eltern des fürstlichen Paares zur Feier der Verlobungsceremonie festgesetzt worden, nahte jetzt heran. Die Anstalten waren getroffen, die Glückwünsche bereit, und die Gegner der Größe Oesterreichs und Spaniens sahen dieser Besiegelung eines fernerweiten Bündnisses zwischen den beiden Staaten mit verzweifelndem Blicke entgegen.

Ripperda, von welchem der ganze Plan ausgegangen war, schien jetzt allmächtig zu sein. Der Glanz seines Waltens in seinem neuen Amte als Premierminister von Spanien verwirklichte auch in der That die Visionen aller früheren Staatsmänner dieses Landes. Er förderte längstentworfene Projecte

auf eine Weise, welche die Alberoni's an Großartigkeit und die des Cardinals Ximenes an entschlossener Festigkeit des Willens übertraf. Die Augen Europa's waren auf die gewaltige Hand gerichtet, welche alle europäischen Interessen lenkte, so wie die Interessen Spaniens es erheischten, und während ein schwacher Prinz auf dem Throne dieses Landes saß, schien sein Minister die spanische Monarchie eben so umfassend und herrschend machen zu wollen, als da sie dem Scepter Kaiser Karls des Fünften gehorchte. Die pragmatische Sanction und die Vermählung eines spanischen Prinzen mit der Erbin Oesterreichs konnten dies wohl zu Stande bringen, abgesehen von anderen noch unbekannten Plänen, welche im Stillen reiften.

Schon aber schwebte der Mehlthau in der Luft, welcher diese so verheißungsvolle Saat niemals zur Ernte gedeihen lassen sollte.

In der Nacht, wo der Herzog von Wharton besinnungslos und, wie man glaubte, tödtlich verwundet aus Giovenozzo's Hause getragen ward, ließ der Cardinal ihn in ein nahe gelegenes Mönchskloster bringen, wo er langsam wieder genas. Er erfuhr von seinen einzigen Besuchern, Giovenozzo und dem Herzoge von Richelieu, genug, um zu wissen, daß Ripperda nicht bloß jede Rechtfertigung von seinem

Gegner verschmäht, sondern auch dabei fortwährend seinem Namen auffallende, wenn auch stumme Verachtung entgegengesetzt hatte.

Wharton lächelte über diese Kleinlichkeit eines so großen Mannes, nahm sich aber vor, ihn die Macht, die er verachtete, fühlen zu lassen.

Wollen und Thun war bei dem Herzoge von Wharton Eins. Entfernungen waren ihm wie Nichts und Schwierigkeiten nur Reizmittel, um seine Gegner auf desto eclatantere Weise zu stürzen. Sobald als er sich von den unmittelbaren Folgen seiner Wunde erholt, machte er sich sofort an die Ausführung dieses neuen Vorhabens und flog nicht vergebens von einer Hauptstadt zur andern.

Schon vor seinem Rencontre mit Ripperda in dem Hotel des Cardinals hatte er alle Geheimnisse der Altheim'schen Gemächer durchschaut. Die Eifersucht des Grafen von Rautenberg in Bezug auf einige Gegenstände der spanischen Politik und die geheimen Dispositionen des Kaisers in derselben Hinsicht hatte er ebenfalls überwunden, indem er in der schönen und habgierigen Gräfin von Estrées den Schlüssel zu Rautenberg's Geheimnissen gewann. Die heimlichen Wünsche der Hälfte des spanischen Adels wurden ihm durch den Neid des Grafen Patinos ebenfalls klar,

und Orendayn's Käuflichkeit und Bestechlichkeit waren noch mehr zu seinen Diensten.

Wharton überzeugte sich vollständig von dem Widerwillen, den Maria Theresia gegen Don Carlos gefaßt, eben so wie von ihrer plötzlichen romantischen Eingenommenheit für Louis und von der Absicht der Kaiserin, eben deßwegen die Verlobung zu beschleunigen. Der Herzog ersah seinen Vortheil, und Ripperda's letztes Benehmen bestimmte ihn, die Bresche zu stürmen, die er bereits heimlich gemacht.

Durch die Dame, welcher er den Hof machte, ward es ihm leicht, zu Rautenberg's Ohr zu gelangen, und durch ihre Mittheilungen und die ernsteren Vorstellungen seines Beichtvaters — welcher den Werth von Wharton's Golde zu schätzen wußte — ward der Minister bewogen, in Ripperda's Einflusse etwas Gefährliches zu wittern.

Claudine von Estrées beschuldigte ihn, daß er über die Kaiserin eine größere Macht ausübe, als sich mit ihrer hohen Stellung eigentlich vertrage; seine Absichten bei Vermählung eines spanischen Prinzen mit der Erbin von Oesterreich seien sehr offenkundig, während ein geheimes Einverständniß, welches man mit dem Haupte der bayerischen Partei vermuthete, ganz unerklärlich zu sein schiene.

Um diese Pläne zu vereiteln, ließ der Beichtvater den Wink fallen, daß es klug sein werde, die Erzherzogin lieber mit einem Fürsten zu vermählen, dessen Interessen gänzlich deutsch seien, und Franz von Lothringen, ein Mündel des Kaisers und eben von seinen Reisen in Italien zurückkehrend, ward als die geeignetste Persönlichkeit in Vorschlag gebracht.

Rautenberg haßte Ripperda und schenkte allen diesen Vorstellungen so viel Glauben, daß er dem Kaiser Tag und Nacht keine Ruhe ließ, bis er ihn für diese neuen Ansichten gewonnen hatte. Er brachte ihm den Beweis, daß die Kaiserin mit Ripperda in den Altheim'schen Gemächern geheime politische Besprechungen gepflogen, eben so wie daß die Erzherzogin eine innige Neigung zu Louis gefaßt und daß von dem Ehrgeize des Vaters und der Macht des Sohnes die schlimmsten Folgen zu fürchten stünden, wenn die unschuldige Prinzessin gänzlich in ihre Hände geriethe.

Wharton hatte den Herzog von Lothringen in Venedig gesehen, und der Umstand, welcher zunächst die Idee an die Hand gab, durch ihn den spanischen Bewerber zu verdrängen, war eine plötzliche Erinnerung an seine Aehnlichkeit hinsichtlich der Züge und des Benehmens mit dem jungen Manne, welcher jetzt das Herz der jugendlichen Prinzessin besaß. Der Herzog machte sich sofort auf den Weg, suchte den

Prinzen von Lothringen auf und es kostete ihm nicht viel Mühe, in dem Gemüthe des Prinzen die Wünsche zu erwecken, welche für seinen Plan nothwendig waren. Sein Ehrgeiz erwachte bald hinreichend, um nach der Hand der Erbin eines Kaiserthrones zu streben, und das Bild, welches Wharton von der ihm angetragenen Braut entwarf, machte auf seine Phantasie einen durchaus nicht unangenehmen Eindruck.

„Sie können," schloß der Herzog eine dieser Besprechungen, „mich fortwährend zu Rathe ziehen, wie die Helden des Alterthums ihre Götter, aber eben so wie diese muß ich unsichtbar sein."

Mittlerweile ward auf das Gemüth des Kaisers jeder Eindruck gemacht, den Wharton begehrte, und um seine Maßnahmen gegen den spanischen Minister und die Kaiserin ohne Gefahr der Vereitelung durchzusetzen, beobachtete Kaiser Karl über Alles, was ihm mitgetheilt worden, das unverbrüchlichste Schweigen.

Mittlerweile ward die Kaiserin in Bezug auf die unglückliche Verblendung ihrer Tochter mit immer größeren Befürchtungen erfüllt. Ihre frühere sanfte Gemüthsart war in Reizbarkeit übergegangen, und ihr Benehmen ward zuweilen so sonderbar und außerordentlich, daß die besorgte Mutter stündlich fürchtete, sie werde in Bezug auf Louis irgend eine übereilte

That begehen. Seit der Abreise Ottelinens hatte die Kaiserin zwei Mal Veranlassung gehabt, ihn in den Altheim'schen Gemächern allein zu empfangen, und beide Male war die junge Erzherzogin in Folge eines unglücklichen Zufalls durch die Thür des Gewächshauses eingetreten. Beim Anblicke ihrer Mutter und des Marquis zog die Prinzessin sich sofort wieder zurück, aber ihr Herz hatte jedes Mal seine Gegenwart empfunden, und nach jedem dieser erneuten Eindrücke sah die Kaiserin den Widerwillen ihrer Tochter gegen den Prinzen von Spanien so unverkennbar wachsen, daß kein anderer Ausweg übrig zu bleiben schien, als die Stunde ihrer feierlichen Verlobung zu beschleunigen und dadurch diese widerstrebenden Empfindungen mit Einem Male zu ersticken.

Nicht sobald ward der Kaiser von dieser Absicht seiner Gemahlin unterrichtet, als er sich stellte, als wolle er die Gefühle seiner Tochter während der Vorbereitungen schonen, und nahm sie mit sich fort, um sie die Zwischenzeit in dem Sommerpalaste zubringen zu lassen.

Elisabeth hatte stets beabsichtigt, daß die Vermählung ihrer Favoritin am Morgen nach dem Tage gefeiert werden sollte, an welchem der junge Bräutigam die Stelle des Infanten Don Carlos vertreten haben würde. Louis war davon bereits unterrichtet,

und sie fürchtete, seiner Abneigung gegen Ottelinen einen Vortheil einzuräumen und ihm Gelegenheit zu geben, sein Wort wieder zurückzunehmen, selbst wenn sie auch kein größeres politisches Ziel in's Auge faßte, um ihn im Schach zu halten.

In dieser Verlegenheit beschloß sie, sich seiner Ehre in die Arme zu werfen, und da sie seinen romantischen Edelsinn kannte, so glaubte sie denselben leicht in Anspruch nehmen zu können, wo dann, wie sie meinte, Otteline gesichert war.

Sie sagte ihm deßhalb, es liege ihr daran, dem in einem Privatbriefe von der Königin von Spanien ausgesprochenen Wunsche zu genügen, die Verbindung zwischen ihrem Sohne und der Prinzessin nicht länger mehr hinauszuschieben, und sie wolle dies thun, dafern er ihr das Versprechen gäbe, sein der Gräfin Otteline gegebenes Wort unmittelbar nach ihrer Rückkunft zu lösen. Isabella habe bereits ihre Einwilligung angedeutet, obschon noch nicht förmlich erklärt. Darauf hin und auf die bereits ertheilte Zustimmung seines Vaters gestützt, forderte sie ihn auf, zu sagen, daß er gegen seine eigene Vermählung keine Hindernisse hervorsuchen wolle, worauf sie dann die feierliche Verlobung ihrer Tochter mit dem Infanten Don Carlos vor sich gehen lassen werde.

Louis hatte schon längst alle Hoffnung aufgegeben, daß es ihm gelingen werde, dem verhaßten Bündnisse zu entrinnen, und als Elisabeth ihm sagte, daß sie auf der Stirn ihres Gatten seit einiger Zeit eine seltsame Wolke bemerkt habe, hinter welcher vielleicht der Umsturz aller spanischen Projecte lauere, da sah sich der junge Patriot um so mehr veranlaßt, das Ehrenwort zu geben, welches sie von ihm verlangte.

„Aber," setzte Louis mit einem unterdrückten Seufzer hinzu, „ich beschwöre Eure Majestät, mir nicht zu befehlen, bei der nächste Woche bevorstehenden erhabenen Ceremonie der Stellvertreter des Infanten zu sein. Es giebt noch andere junge Männer, welche sich dieser Aufgabe gewiß besser entledigen werden, als ich."

Die Kaiserin drehte sich herum.

„Montemar! das ist ein kühnes Verlangen. Wie können Sie wagen, ein solches an die Mutter der Erzherzogin Maria Theresia zu stellen!"

„Die Erzherzogin ist noch jung und fürchtet die Verbindlichkeiten, welche diese Ceremonie ihr auflegen wird. Da nun, wenn auch gegen meinen Willen, mein Herz sich unterfangen wird, in einem Augenblicke so furchtbarer Verantwortlichkeit selbst eine Prinzessin zu bemitleiden, so fürchte ich, meine Schwäche

könnte der Feierlichkeit des Augenblicks Eintrag thun.“

„Und besitzen Sie für Ihre künftige Fürstin keine andere Schwäche als Mitleid?“ fragte Elisabeth, indem sie ihre Augen, die denen einer Pallas glichen, forschend auf ihn richtete.

Louis legte, während seine Wange von einem Gemisch von Empfindsamkeit und Bescheidenheit erröthete, seine Hand auf die Brust und antwortete:

„Keine — bei dem Leben, welches ich ihrem Dienste und dem ihrer erlauchten Mutter widmen möchte.“

Die Kaiserin wendete sich von ihm ab und ging an das andere Ende des Zimmers. Ihre eigene Discretion unterstützte seine Betheuerung, und als sie sich ihm wieder näherte, geschah es mit gnädiger Miene und um ihm zu sagen, daß seine Bitte möglichst berücksichtigt werden solle.

Als aber der Kaiser mit seiner Tochter von Laxenburg zurückkehrte, hatte ein furchtbarerer Nebenbuhler als das Bild Montemar's sich in das Herz der jungen Prinzessin eingeschlichen.

Der Zufall hatte Wharton's Politik gefördert. Maria Theresia pflegte ihren Vater auf seinen Jagdausflügen zu begleiten, mehr aber, weil er es wünschte, als Gesellschafterin, denn als vergnügte Zuschauerin,

denn sie war viel zu sanft, als daß sie an der Qual irgend eines Geschöpfes hätte Vergnügen finden können.

Eines Morgens war sie auf einer Eberjagd in Folge eines sonderbaren Versehens ihrer Begleiter in einen Theil des Dickichts hineingerathen, welcher sie persönlicher Gefahr aussetzte. In diesem Augenblicke, und gerade, als das wüthende Thier ihr Leben bedrohte, führte die Vorsehung den Prinzen von Lothringen in den Wald und dann durch ihr Hilfsgeschrei zu ihrer Rettung herbei. Er schoß das Thier nieder und sie sank in seine Arme. In der Verwirrung des Schreckens, und weil sie glaubte, ihr Retter sei Louis, klammerte sie sich in sprachloser Dankbarkeit fest an ihn. Ihr Vater eilte erschrocken herbei. Er kannte den Prinzen persönlich und erklärte ihr nun voller Freuden, daß der Mann, welcher sie aus der drohenden Gefahr gerettet, Franz von Lothringen sei.

Sie hatte sich mittlerweile wieder aufgerichtet und war schüchtern von ihrem Retter zurückgetreten, aber sie erlaubte jeden Tag von dieser Zeit an dem Prinzen, sie während ihres Aufenthaltes in Laxenburg zu besuchen.

Franz von Lothringen stand mit Montemar in gleichem Alter und war ihm in Bezug auf körperliche

und geistige Vorzüge so ähnlich, daß es ihm nicht schwer ward, durch zarte Aufmerksamkeiten ihre romantische Anhänglichkeit an Montemar in eine dankbare Leidenschaft gegen sich selbst umzugestalten.

Maria Theresia besaß mehr Verstand, als man von ihren noch so jugendlichen Jahren hätte voraussetzen sollen, und überdies Wärme und Zartheit des Gefühls. Sich mit einem Manne zu vermählen, den sie nicht persönlich kannte, war ihr immer ein widerlicher Gedanke gewesen; als sie nun aber vollends einen kennen lernte, der das Ideal ihres Herzens zu verwirklichen schien, da ward der frühere Gedanke geradezu unerträglich.

Der Kaiser, der anscheinend durch ihre Abneigung gegen den spanischen Prinzen und ihre Vorliebe für den deutschen gerührt ward, ertheilte ihren wechselseitigen Gelübden seine Sanction, machte es ihr aber bei ihrer Hoffnung auf Lebensglück zur strengsten Pflicht, die ganze Sache vor ihrer Mutter geheim zu halten, bis er eine gute Gelegenheit finden würde, mit dem Spanier zu brechen.

Diese Aufforderung von den Lippen ihres Vaters war für die Prinzessin bündig, und da er selbst dazu rieth, so ward in ihren Augen dadurch die ihr eingeschärfte Geheimhaltung geheiligt. Er ermuthigte ihre natürliche Schüchternheit zum Entschlusse uner=

schütterlichen Widerstandes, und ermahnte sie, auch den kleinsten Anschein zu vermeiden, als gäbe sie ihre Zustimmung zu dem Tage der Verlobung. Er versprach dabei, wenn sie fest sein wolle, so werde er heimlich ihren Widerstand unterstützen und den Maßnahmen der Kaiserin Hindernisse in den Weg werfen, bis man von Spanien Alles erlangt haben würde und sie ohne Gefahr die Maske abwerfen könnten.

Der entschlossene Widerstand, welchen Elisabeth jetzt bei der Tochter fand, die bis jetzt wie eine geknickte Lilie ihr Haupt unterwürfig jedem Windhauche zu beugen geschienen, setzte sie in Erstaunen und Verwirrung. Da der Kaiser Sorge getragen hatte, die Unterredungen seiner Tochter mit dem Prinzen von Lothringen zu verheimlichen, und da Franz nicht nach Wien kam, so vermochte die Kaiserin nicht dieser außerordentlichen Veränderung auf die Spur zu kommen, und als sie mit ihrem Gatten von der hartnäckigen Widerspenstigkeit der Erzherzogin sprach, bemerkte dieser kaltblütig:

„Der Marquis von Montemar hat Gelegenheit gehabt, sich ihr ein wenig zu oft und zu vertraulich zu nähern. Er ist ein schöner Mann wie sein Vater, höchst wahrscheinlich ist er aber auch eben so falsch.“

Ueberrascht durch diese unerwartete und, wie sie glaubte, durchaus nicht gerechtfertigte mißfällige

Bemerkung über den Herzog, unternahm die Kaiserin vorsichtig wenigstens die Vertheidigung seiner Ehre.

„Er ist Ihres Vertrauens unwürdig," entgegnete der Kaiser, „denn nach all' seiner verstellten Feindseligkeit gegen Wharton als Anstifter der Umtriebe der bayerischen Partei habe ich dennoch unzweifelhafte Beweise, daß er mit ihm in geheimem Einvernehmen steht. Was der Zweck dieses Einverständnisses ist, das kann nur ein Ehrgeiz errathen, der so schrankenlos und abenteuerlich ist als der seine. Fassen Sie seinen Sohn und unsere Tochter scharf in's Auge, Elisabeth."

Der Kaiser wollte sich nicht näher erklären und seine Gemahlin sah sich in immer größere Verlegenheit versetzt. Vergebens fragte sie ihre Tochter aus; vergebens bestand sie auf ihrer Verbindung mit Don Carlos; die Prinzessin blieb der ihr von ihrem Vater ertheilten Weisung unerschütterlich treu, nämlich der Weisung, auf alle Beschuldigungen, welche ihre Mutter gegen sie vorbringen würde, kein Wort in Bezug auf den Grund ihrer Weigerung zu entgegnen. Wenn die Kaiserin zornig ward, so blieb Maria Theresia ehrerbietig entschlossen; war sie freundlicher und drang sie mit Bitten in sie, so weinte die unglückliche Prinzessin, ohne ein Wort zu sprechen, war aber dabei so unbeugsam wie vorher.

Eines Morgens trat Elisabeth in das Zimmer ihrer Tochter mit der Absicht, es nicht eher zu verlassen, als bis sie ein volles, unumwundenes Geständniß und endlichen Aufschluß über ihr räthselhaftes Benehmen von ihr erzwungen. Sie sprach, drohte und bat, aber die Prinzessin war entschlossener als je, obschon die Worte ihrer Mutter sie in solche Aufregung versetzten, daß sie von Krämpfen befallen in ihren Stuhl zurückfiel. Die Heftigkeit dieses Anfalls brachte ihre Kleider in Unordnung, das Leibchen ihres Kleidchens sprang auf und das Auge der Mutter erblickte etwas Blankes, was wie der metallene Rand eines Gemäldes aussah. Sie eilte sofort auf sie zu, riß das Bildniß von der Brust ihrer Tochter und sah, wie sie glaubte, das Portrait Montemar's. Ihre Augen hefteten sich einen Augenblick lang mit der entsetzlichen Ueberzeugung von einem umfassenden, tiefangelegten Complotte auf das Bild und dann auf ihre Tochter.

Maria Theresia, deren Krämpfe durch den Schrecken plötzlich gehoben worden, war von ihrem Sitze aufgesprungen und stand mit gefalteten Händen und stummem Flehen vor ihrer Mutter.

„Und wann hat er Dir dies gegeben?“ fragte Elisabeth mit hohler, fast erstickter Stimme.

Die Prinzessin sank zitternd auf die Kniee nieder, ohne ein Wort hervorzubringen, denn da sie den Irrthum ihrer Mutter nicht ahnte, so glaubte sie, die Entdeckung des Bildnisses des Prinzen auf ihrer Brust habe das Geheimniß ihres Vaters verrathen, und dennoch hatte er ihr gesagt, daß von der Bewahrung dieses Geheimnisses ihr ganzes künftiges Lebensglück abhinge.

„Theresia!“ rief die Kaiserin wieder, „ich befehle Dir, mir diese Verrätherei Montemar's unumwunden zu bekennen. Wann wagte er Dir dies zu geben? Und, Unglückliche, wie konntest Du Dich unterfangen, ihn zu ermuthigen und ihn in dieser hochverrätherischen Frechheit zu bestärken?“

Jedes Wort, welches jetzt den Lippen der aufgeregten Kaiserin entfiel, war Balsam für die erschütterten Nerven ihrer Tochter. Das Geheimniß ihres Vaters war also noch sicher, und indem sie in ihrer demüthigen Position verharrte, sagte sie:

„Schonen Sie Montemar, meine gnädige Mutter, so wahr ich auf die ewige Seligkeit hoffe — er ist unschuldig an Allem, was ich gegen Sie verbrochen. Aber fragen Sie mich Nichts weiter, ich darf Ihre Fragen nicht beantworten.“

„Also hat er Dir einen Schwur abgenommen,

der Deinen Mund versiegelt? Ha, Elender! Schändlicher —"

Die Lippen der Mutter waren nicht im Stande, die Beschuldigung zu vollenden, die sie im Begriffe stand, gegen ihr unschuldiges Kind auszusprechen. Sie schwieg und warf sich auf einen Stuhl, denn ihr eigenes Herz gedachte seiner jugendlichen und keuschen Bewunderung des Vaters dieses selben Montemar und sie brach in Thränen aus. Das Portrait fiel auf den Fußboden. Theresia blickte darauf hin, aber rührte es nicht an. Ihr Herz ward gerührt durch die stummen Thränen ihrer Mutter, und während ihre eigenen ihr die Wangen herabrannen, wagte sie die Hand der Kaiserin zu ergreifen und an ihre Lippen zu drücken.

Elisabeth hielt die Hand der Tochter, die in der ihren zitterte, fest und Theresia stammelte:

„O, meine Mutter, erlöse mich von dem mir bestimmten entsetzlichen Bündnisse mit dem Infanten, und Du sollst jeden Gedanken meines armen gemarterten Herzens erfahren!"

Die Kaiserin trocknete die Thränen von ihren Augen und wendete sich sanft zu ihrer Tochter.

„Ich bemitleide Dich, Theresia," sagte sie, „aber mehr kann ich nicht thun. Du bist als Prinzessin

geboren und Dein unvermeidliches Schicksal ist, Dich nicht so zu vermählen, wie Deine Neigungen Dich lenken, sondern so, wie die Interessen Deines Vaterlandes es erheischen. Dein Geburtsrecht giebt Dir einen Scepter, aber es befiehlt Dir auch, über das Wohl und Wehe von Millionen Unterthanen zu entscheiden und Du hast mit Liebe und mit persönlichen, egoistischen Freuden Nichts zu thun. Wir, die wir zu solchen Bestimmungen geboren sind, müssen dem Einen oder dem Andern entsagen."

„Nun, dann mag die Krone auf die Churfürstin von Bayern übergehen!" rief die Prinzessin mit Wärme. „Man lasse mich auf alle Macht verzichten und das glückliche Weib des Mannes werden —"

Sie unterbrach sich und verhüllte ihr Antlitz in dem Schooße ihrer Mutter.

„Des Mannes, den Du nie wieder sehen darfst," entgegnete die Kaiserin, indem sie sich erhob und ihre Tochter, indem sie dieselbe wieder auf ihrem Stuhle Platz nehmen ließ, auf die glühende Stirn küßte. „Ich verzeihe Deiner Jugend und Unschuld, und dennoch, war es wohl Unschuld, die Ansprüche Ottelinens zu vergessen? O mein Kind, wie schlau und listig muß er zu Werke gegangen sein! Niemals, niemals werde ich ihm verzeihen, daß er so seine

Falschheit verbergen und die Maske eines Kämpfers der Ehre annehmen konnte. Theresia, Du hast Montemar zum letzten Male gesehen, bis Du die Gattin seines Fürsten bist."

Während sie dies sagte, trat sie einen Schritt zurück und fühlte Etwas unter ihrem Fuße knirschen. Sie trat auf die Seite. Es war das Portrait, welches sie zertreten. Der halbunterdrückte Schrei Theresia's bei diesem Anblicke und die Thränen, die ihr aus den Augen traten, als sie unwillkürlich herbeisprang, um die Trümmer des Bildes zu retten, erfüllten ihre Mutter mit Bedauern und Bestürzung.

„O, mein armes, unglückliches Kind!" rief sie und verließ händeringend das Zimmer.

Auf dem Wege nach ihrem Zimmer begegnete sie dem Kaiser und erzählte ihm in der Aufregung ihrer mütterlichen Furcht Alles, was so eben geschehen. Ihre erhitzte Eingenommenheit verwandelte das stillschweigende Zugeben ihrer Tochter, daß das Portrait das des Marquis von Montemar gewesen, in das ausdrückliche Geständniß, daß dem so sei. Der Kaiser war nicht wenig verwundert über diese Falschheit seiner Tochter, aber da sie bloß dadurch sein Geheimniß hatte bewahren wollen, so wunderte er sich mehr über ihre Geistesgegenwart, als er ihre Doppelzüngigkeit tadelte.

Die Kaiserin sprach sich immer heftiger über den Verdacht aus, den sie gegen Louis' Verführungskunst in Bezug auf die Erzherzogin und seine beleidigende Kälte gegen seine verlobte Braut hegte. Während der Kaiser ihren Zorn immer noch mehr anstachelte, bemühte er sich, denselben von dem Sohne auch auf den Vater überzutragen, indem er neue Aeußerungen gegen die Redlichkeit Beider fallen ließ. Er erwähnte gewisse Beweise, die er davon besäße, daß der Zwist bei dem Cardinal zwischen Ripperda und Wharton verabredet gewesen, um dem französischen Gesandten, der ihre heimliche Freundschaft geargwohnt, Sand in die Augen zu streuen. Eben so erwähnte er die verstohlenen Blicke, welche die Churfürstin von Bayern zuweilen Montemar zugeworfen und die er gewöhnlich auf dieselbe heimliche Weise erwidert habe. Man hatte diese Anzeichen eines heimlichen Einverständnisses im Prater und ganz besonders in den Zirkeln der Gräfin von Liechtenstein bemerkt, wo eines Abends die Churfürstin ihren Fächer offenbar in der Absicht fallen ließ, daß Montemar ihn aufheben sollte, und „als er ihr denselben überreichte," fuhr der Kaiser fort, „gab sie seiner Hand einen raschen Druck und warf ihm einen Blick zu, welcher unverkennbar sagte, daß sie einander nicht fremd waren."

Die Kaiserin hörte dies Alles mit begieriger, vorurtheilsvoller Aufmerksamkeit an. Nichts aber von Allem, was er vorbrachte, vermochte ihre Ansicht in Bezug auf Ripperda zu ändern. Eine Parteilichkeit herrschte in ihrem Gemüthe, sobald er angeklagt ward, und ihr Verstand sagte ihr, daß er den seinen verloren haben müsse, ehe er sich in einen so zwecklosen Verrath eingelassen habe. Von Louis hegte sie nun allerdings die schlimmste Meinung und erklärte voll Entrüstung ihre Absicht, ihn sofort zu sich befehlen zu lassen, um ihm ohne Weiteres Alles vorzuhalten, was sie sowohl in Bezug auf ihn als seinen Vater gehört.

Der Kaiser bemerkte, daß er schon von einigen seiner jungen Kammerherren gehört habe, Louis' Ausschweifungen seien eben so groß als seine Talente. Er sei ein fortwährender Besucher der sittenlosesten Gesellschaftskreise in Wien, und deßhalb müsse die Kaiserin wohl einsehen, wie unangemessen es sei, den Ruf der Erzherzogin dadurch zu compromittiren, daß man einen so eiteln und gewissenlosen jungen Mann auch nur im Mindesten die Bevorzugung merken lasse, welche die Prinzessin ihm in ihrem Herzen eingeräumt.

Elisabeth sah ein, daß diese Warnung viel für sich hatte; während sie aber einwilligte, ihre Vor-

würfe bloß auf politische Gegenstände zu beschränken, beschloß sie, die Würde der Prinzessin und ihre eigenen Gefühle als Mutter dadurch zu rächen, daß sie die Vermählung beschleunigte, durch welche sie ihn zu ihrem Sklaven zu machen gedachte.

Neuntes Kapitel.

Die Höfe von Wien und Madrid.

Während dies in dem kaiserlichen Palaste vorging, trafen Depeschen aus Madrid ein. Als Louis das Packet vom letzten Datum öffnete, bemerkte er, daß die Königin glaubte, die Erzherzogin sei nun die Verlobte ihres Sohnes, denn es enthielt ein Glückwünschungsschreiben über dieses Ereigniß. Gleichzeitig aber war auch noch ein Schreiben von früherem Datum dabei, welches der Kaiserin nicht ganz so angenehm sein mochte, obschon Louis fühlte, daß es für ihn zu spät kam. Sein Vater hatte ihm Copieen von diesen Briefen der Königin beigelegt, und deßhalb las er mit bitterem Schmerze den von Isabella an die Kaiserin, durch welchen sie jede früher zu verstehen gegebene Einwilligung in die Vermählung des

Marquis von Montemar mit der Gräfin von Altheim zurücknahm. Er war von einer Menge Entschuldigungen begleitet, lautete aber nichtsdestoweniger ganz bestimmt.

Ripperda begleitete diese unerwartete Weigerung mit einer langen Epistel an seine kaiserliche Freundin. Er entschuldigte die veränderte Gesinnung der Königin dadurch, daß er ein großes Ziel hervorhob, welches sie zu erreichen hoffte, wenn sie seinen Sohn in einer andern Richtung vermählte. Aufrichtig gab er sein Bedauern zu erkennen, daß er seine Wünsche zu Gunsten der schönen Schützlingin der Kaiserin der Pflicht unterordnen müsse, welche er seiner Souverainin schuldig sei, schloß aber mit der wiederholten Versicherung, „daß die Kaiserin in allen wesentlichen Umständen finden solle, daß sie seinem ihr stets gewidmetem Herzen und seinen Diensten vollkommenes Vertrauen schenken könne."

Trotz aller höflichen List und Schlauheit in Isabellens Briefe und der sich mühsam krümmenden Finessen in dem ihres Ministers war es sehr leicht, zu erkennen, daß die Wahrheit in keinem von beiden zu finden war. Die Hauptsache war einfach folgende:

Die Correspondenz des Grafen Patinos mit seinen Freunden in Madrid und das Flüstern Oren=

dayn's, als dieser dort anlangte, hatte allmählig den Weg in das königliche Cabinet gefunden, während noch allerhand Winke und Bemerkungen in Bezug auf die persönliche Gewalt der Kaiserin über den Herzog und seinen Sohn daran geknüpft wurden. Es ward in dieser Hinsicht so viel behauptet, daß die Königin sich endlich veranlaßt sah, zu versuchen, in wie weit jene Macht es mit ihrem eigenen Einflusse in dieser Richtung aufnehmen könnte, und um eine Probe zu machen, sagte sie Ripperda, ihre Absicht sei, daß Louis mit der Gräfin von Altheim brechen und eine Dame heirathen solle, welche sie später nennen werde.

Der Herzog, welcher keine Ahnung von ihrem Beweggrunde hatte, machte sie auf die Gefahr aufmerksam, der Favoritin der Kaiserin einen solchen Schimpf anzuthun. Isabella war ein leidenschaftliches Weib, und wenn ihr Eigenwille sie zu Etwas trieb, so handelte sie oft eben so hartnäckig ihrem eigenen Urtheile, als ihren Rathgebern entgegen. Deßhalb wollte sie auch jetzt keinen Vorstellungen über die schlimmen Folgen Gehör geben, die von dem Grolle der Kaiserin zu erwarten stünden. Je mehr der Herzog bei der Kränkung der Kaiserin verweilte, desto mehr war sie entschlossen, es darauf ankommen zu lassen. Sie fühlte Etwas von weiblicher

Eitelkeit sowohl als von monarchischem Stolze, auf diese Weise ihrer Nebenbuhlerin Elisabeth zu zeigen, daß sie Ripperda bewegen könne, die Wünsche seiner Freundin den Befehlen seiner neuen Herrin zu opfern.

Isabella war peremtorisch, und die Depesche ward abgesendet, und zwar mit Triumph, weil von Wien aus einigen Höflingen das Gerücht zugekommen war, daß ein Bote mit der stattgehabten feierlichen Verlobung der Erzherzogin mit dem Infanten nach Madrid abgegangen sei. Vergebens stellte Ripperda vor, wie unangemessen es sei, auf eine so unbestimmte Nachricht, oder irgend einer Nachricht hin, die nicht auf dem geregelten offiziellen Wege einging, zu handeln. Isabelle verlachte seine Furcht, so wie den Gedanken, daß ein Bruch zwischen seinem Sohne und der Favoritin der Kaiserin irgend welche Wirkung auf die Vermählung ihres Sohnes mit der Erbin des österreichischen Kaiserthrones äußern könne. Der Bote ging ab, und die Folgen zeigten sich sehr bald.

Während Louis diese Depeschen las, erhielt er von Elisabeth den Ruf, sofort bei ihr zu erscheinen. Er nahm gleich das für die Kaiserin bestimmte Couvert mit und begab sich nach den Altheim'schen Gemächern. Die Kaiserin war zugegen, nahm aber

von ihm kaum Notiz, als er in das Zimmer trat. Sie hatte einen Schimmer von seimem Gesichte erblickt, als er sich näherte, und der Anblick seiner schönen, edlen Züge erbitterte sie nur um so mehr gegen seine vermeinte Hinterlist und Falschheit. Der Geschichte, welche ihr von der Doppelzüngigkeit seines Vaters erzählt worden, maß sie keinen Glauben bei. Sie kannte die verleumderische Erfindung des Neides und vertrauete ohne einen Schatten von Zweifel dem Freunde, der ihr Zutrauen von Jugend an genossen. Was jedoch das Vergehen seines Sohnes betraf, so hatte sie davon augenscheinliche Beweise, und ihre Entrüstung war so groß, daß sie diese kaum zu beherrschen vermochte.

Louis überreichte die Briefe von der Königin und seinem Vater. Elisabeth befahl ihm, sie ihr vorzulesen. Er gehorchte ohne weitere Bemerkung, obschon mit unsicherer Stimme, während er sich auf diese Weise gezwungen sah, Mittheilungen zu machen, die, wie er wußte, der Erwartung der Kaiserin so feindselig waren.

Sie hörte in sprachlosem Erstaunen erst den einen Brief an und dann den andern. Als er fertig war, nahm sie ihm die Briefe aus der Hand, drehete sie schweigend um und betrachtete aufmerksam Siegel und Handschrift.

„Es ist seine Hand!“ rief sie in einem Tone, dem die Ueberzeugung ihres Herzens all seine frühere Sanftheit geraubt hatte. Dann wendete sie sich, während ihr ganzer verhaltener Zorn aus ihren Augen blitzte, zu Louis:

„Es ist nicht mehr als angemessen, daß eine falsche Zunge diese falschen Worte lies't. Marquis von Montemar, Sie sind ein Verräther an mir und an den Meinigen — und Ihr Vater — er selbst verleitet seinen verrätherischen Sohn, einen Namen, den fünfzigjährige makellose Ehre schmückt, zu schänden.“

Louis erstaunte über diese Beschuldigung nicht weniger als die Kaiserin über die Mittheilung erstaunt war, welche sie veranlaßt hatte, diese Beschuldigung auszusprechen. Da er jedoch ihr Mißfallen dem Argwohne zuschrieb, daß er auf seinen Vater eingewirkt habe, um die Königin zur Verhinderung seiner Vermählung zu bestimmen, so entgegnete er in sanftem, ehrerbietigem Tone, er sei allen unter der Sanction ihrer Majestäten geschlossenen Banden noch eben so treu als die Gefühle, welche das Herz seines Vaters beseelten. Er betrachte sein der Gräfin von Altheim einmal gegebenes Wort als zu heilig, als daß es selbst auf Befehl seiner Monarchin von ihm gebrochen werden könnte.

„Wirklich?“ antwortete Elisabeth, indem sie ihren verächtlichen Zweifel an seiner Aufrichtigkeit kaum zu verbergen suchte.

Dieses Benehmen erfüllte ihn mit immer größerem Erstaunen, denn es war ganz verschieden von der vorurtheilsfreien Weise, mit der sie gewöhnlich einen zweifelhaften Gegenstand erörterte.

„Und Sie wollen also die Gräfin von Altheim heirathen?“ fuhr sie fort.

„Ganz gewiß, Majestät.“

„Und da Sie meine Zuneigung zu ihr kennen, so werden Sie sie großmüthig bei mir lassen, Sie werden das Gefolge meiner Tochter nach Spanien begleiten und der vertraute Rathgeber der Gemahlin Ihres Fürsten werden, nicht wahr? O ich verstehe Ihre Ehre und Ihre Loyalität.“

Sie schwieg und heftete ihre Augen auf Montemar. Es lag eine stolze Verurtheilung in ihren Blicken, die er nicht mißverstehen konnte, aber immer noch war er nicht im Stande, sich den Entstehungsgrund eines so unverdienten Urtheils zu erklären, und mit der Zuversicht eines guten Gewissens bat er die Kaiserin, ihm zu sagen, auf welche Weise er sich das Mißfallen zugezogen, welches er in ihren Worten und Geberden läse.

Die Kaiserin war indessen der Warnung ihres

Gemahls noch zu sehr eingedenk, als daß sie sich über das vermeinte Vergehen Montemar's näher hätte aussprechen sollen, obschon der Groll eines gekränkten Mutterherzens sich nicht ganz unterdrücken ließ.

Sie schlug ihre entrüsteten Augen nieder und antwortete mit vernichtender Kälte:

„Ihr Vergehen hat durchaus Nichts zu sagen. Es ist der Schatten einer Verfinsterung, die auf der hellen Scheibe, die sie zu verdunkeln gedachte, keinen Fleck zurückläßt! — Aber Ihr Vater! Er kann nicht aus seiner Sphäre treten, ohne Nationen zu beunruhigen und seine eigenen Strahlen auszulöschen, die in alle Ewigkeit hätten glänzen sollen!“

Während die Kaiserin von Ripperda sprach, geschah es mehr, um den Klagen eines Herzens über die Untreue des Helfers Luft zu machen, auf welchen sie so stolz gewesen, als um zu seinem Sohne zu sprechen, der, wie sie jetzt glaubte, ihrer Mahnungen nicht mehr würdig war.

So saß sie einige Minuten lang da, schauete in Nachdenken versunken vor sich hin und knitterte den Brief zusammen, den sie in der Hand hielt.

Louis unterbrach sie nicht in dieser stummen Betrachtung. Sich keines Vergehens bewußt und von der Biederkeit seines Vaters eben so überzeugt, erwartete er mit geduldiger Ehrerbietung ihre fernere

Erklärung. Endlich blickte sie mit strenger, aber ruhiger Miene zu ihm auf.

„Sohn Ripperda's," sagte sie, „vielleicht wäre es würdevoller gehandelt, wenn ich Alles, was diesen Namen trägt, ohne weiter ein Wort zu sprechen, aus meiner Nähe verbannte; aber damit würde ich weniger Gerechtigkeit gegen mich selbst üben und Sie sollen mich hören."

Hierauf eröffnete sie ihre Anklage gegen den Herzog, indem sie wiederholte, was der Kaiser ihr über den abgekarteten beleidigenden Auftritt zwischen Wharton und Ripperda an der Tafel des päpstlichen Nuntius erzählt. Sie gestand, daß sie die Geschichte als Verleumdung anfangs nicht habe glauben wollen, der Brief aber, den sie in ihrer Hand hielte, bewiese, daß Ripperda ihre innigsten Wünsche seinen eigenen eingebildeten Interessen opfern könne. Sie ward wieder ein wenig heftig, während sie bei seiner feigen Fügsamkeit in die Launen der Königin Isabella verweilte.

„Ein einziger Treubruch," fuhr sie fort, „ist genug, und ich glaube nun auch alles Andere."

So wie die Kaiserin sprach, heiterte Louis' Antlitz sich auf, denn er wußte, daß Das, was sie sagte, ungegründet war. Er bat sie, ihm zu erlauben, ohne Rückhalt sprechen zu dürfen, und ließ sie nun einen

Blick in die ganze feindselige Gesinnung seines Vaters gegen Wharton thun, das heißt, so weit er selbst dieselbe kannte, denn er wußte noch Nichts davon, daß der Wortwechsel bei dem Cardinal mit blutigen Thätlichkeiten geendet. Er gestand seine eigene Anhänglichkeit an den englischen Herzog, fügte aber hinzu, daß er auf Befehl seines Vaters an ihm wie an einem Fremden vorübergegangen sei, und daß er ermahnt worden, ihn niemals als einen Freund zu betrachten. War es wohl, da Ripperda ein solches Opfer von seinem Sohne erpreßt und sich in politischer Hinsicht jedem Schritte Wharton's während seines ganzen Lebens widersetzt hatte, wahrscheinlich, daß er jetzt die großen Zwecke seines Daseins dadurch auf's Spiel setzen würde, daß er eine heimliche Verbindung mit einem Manne einging, mit dem er kein gemeinsames Interesse hatte, und dessen Persönlichkeit ihm entschieden verhaßt war?

„Wenn mein Vater in den Augen seines Sohnes jemals einen Fehler hatte,“ fuhr Louis fort, „so ist und war es dieser unerbittliche, eingefleischte Haß.“

Während dieser Vertheidigung schüttelte die Kaiserin häufig den Kopf, und als er fertig war, erhob sie sich von ihrem Stuhle.

„Das genügt mir nicht,“ sagte sie; „ich sehe

den Abgrund, an welchem ich stand, und die Folge muß kommen."

„Majestät," entgegnete Louis, „ich beschwöre Sie bei der Erreichung Ihrer eigenen Absichten durch Unterstützung meines Vaters bei seinen Bemühungen für den Frieden Europa's, nicht zu gestatten, daß die Anklagen wirklicher Verräther Ihr Vertrauen von einem Wohlthäter des Menschengeschlechtes abwenden, wie wohl selten einer sein Leben einer so hohen Mission gewidmet hat. Die Zungen dieser Verräther sind, wenn Ihre Majestät ihnen Glauben schenken, von tödtlicherer Wirkung als alle Dolche, welche auf ihn gezückt wurden, als er noch das Gewand des Sieur Ignatius trug."

„Und welche Wirkung äußert denn Ihre Zunge, heuchlerischer Montemar?" rief sie. „Wären Sie wahr gewesen, so hätten diese Worte, diese Stimme mir genügt, tausend andere aufzuwiegen. Aber Sie sind falsch, und Ihr Vater kann durch einen solchen Vertheidiger Nichts gewinnen."

„Worin bin ich falsch?" rief Louis. „Doch wohl nicht darin, daß ich die Redlichkeit meines Vaters vertheidige? denn ich bin bereit, Das, was ich gesagt, mit meinem Blute zu besiegeln! Doch wohl auch nicht darin, daß ich nochmals meinen festen Entschluß ausspreche, mich mit der Gräfin von Alt=

heim zu vermählen? denn ich bin bereit, die Ceremonie stattfinden zu lassen, sobald Ihre Majestät befiehlt. Aber wohl wäre ich falsch, wenn ich sagen wollte, daß ich mein mir abgedrungenes Ehrenwort eben so gut mit dem Herzen lös'te, als mit der Hand."

„Dann wagen Sie also zu bekennen —" fragte die Kaiserin, indem sie sich rasch gegen ihn wendete, aber nicht ausredete.

„Nicht mehr als ich schon einmal mich erdreistete, Ihrer Majestät mit derselben Ehrerbietung zu sagen, mit der ich mich jetzt vor dieser mir unbegreiflichen Ungnade beuge. Ich sagte damals und wiederhole es jetzt, daß, weil ich finde, daß alle Grundsätze Ottelinens den meinen widersprechen, blos ihr Verlangen und meine Ehre es ist, was mich zwingt, sie zu meinem Weibe zu machen. Die Wahrheit drängt mich zu diesem letzten Geständnisse, zu dieser Selbstvertheidigung, damit ihre hohe Gönnerin selbst beurtheile, ob der Mann falsch sein kann, welcher seine Ehre um den Preis seines Glückes einlös't."

„Glück! Ehre!" rief die Kaiserin und lachte bitter. „Junger Heuchler, ich durchschaue Ihre List; aber wenn Sie noch Hoffnung haben, daß ich das verzeihe, was ich weiß — so begegnen Sie meiner Otteline, und zwar am Altare noch an demselben Tage, wo sie von Braunschweig zurückkehrt. Ist

dies vorüber, so erfüllen Sie gegen sie die Pflichten eines Gatten, und erweisen Sie ihr die Achtung, die meiner Freundin gebührt — dann werde ich vielleicht den Namen Montemar wieder ohne Abscheu nennen hören."

Mit diesen Worten verließ die Kaiserin das Zimmer.

Louis kehrte in seltsamer Aufregung nach Hause zurück. Elisabeth's Entrüstung gegen seinen Vater athmete jene Gattung von Eifersucht, welche eben so leicht wieder beschwichtigt werden konnte, als sie erregt worden war. Ihr Verhalten gegen Louis aber bewies, daß Anklagen gegen ihn schwebten, die sie nicht aussprechen wollte. Diese Anklagen auf sich ruhen zu lassen, konnte gefährlich sein, und dennoch, wie sollte er Etwas widerlegen, was sie verschmähete auszusprechen?

Ende des vierten Bandes.

Druck von C. Roeßler in Grimma.